

**Giovannino Guareschi**

**Don Camillo und  
die Rothaarige**

scanned by fh  
corrected by panuka

Cat – die Rote, das Kuckucksei, das Mädchen mit dem Flammenhaar. Ihr laufen die Jungen nicht nur nach, weil sie die röteste Fahne schwingt, sondern auch das kürzeste Miniröckchen – zu Don Camillos hellster Empörung. Denn: Cat, die Rothaarige, ist... seine Nichte.

Aus dem Italienischen übersetzt von Rosemarie Winterberg  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Albert Müller Verlages, Rüschlikon bei Zürich  
für Bertelsmann

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**



MIT 18 FEDERZEICHNUNGEN DES AUTORS

## Klappentext

Don Camillo und Peppone – weltberühmtes unzertrennliches Feindespaar –, diesmal kämpfen sie nicht nur gegeneinander, sondern notgedrungen auch miteinander: in ehrenwerter Gegnerschaft fest Verbündete!

Wieder bewährt sich Don Camillo – priesterliches Rauhbein mit den harten Fäusten und der schlichten Frömmigkeit – als Schwerarbeiter der Versöhnung.

Nichts zu lachen haben zunächst einmal Don Camillo und Peppone. Denn viel ist geschehen, seitdem sie die Bühne der Weltliteratur betrat: Neben dem roten Moskau gibt es das rötere Peking, und neben den Alten gibt es die »Neuerer« auch in der Kirche.

Da wird denn der Genosse Bürgermeister Peppone durch so einen Pekingesen übel aufgestöbert aus seiner gesicherten Existenz als parteiamtlicher Revolutionär und sozusagen volkskapitalistischer Besitzer eines einträglichen Kaufhauses. Aber auch neben Don Camillo taucht ein Junger auf: Don Francesco, ihm von Rom als Gehilfe geschickt – einer dieser »Neuerer«. Doch was zählt das alles gegen Cat! Cat – die Rote, das Kuckucksei, das Mädchen mit dem Flammenhaar. Ihr laufen die Jungen nicht nur nach, weil sie die röteste Fahne schwingt, sondern auch das kürzeste Miniröckchen – zu Don Camillos hellster Empörung. Denn: Cat, die Rothaarige, ist... seine Nichte. Einziger Trost, daß dieser jungen Dame wegen auch Peppone die Galle hochkommt. Wer wollte sich wundern, daß Don Camillo unter solchen Umständen manches Zwiegespräch mit seinem Herrn Jesus zu führen hat. Und je nachdem milde zurechtgewiesen oder getröstet, braucht Don Camillo wie ehemals seine schlauen Listen und bärenstarken Muskeln, bis er Freund und Feind in einer einzigen, allumfassenden Umarmung

an sein liebevolles und kämpferisches Herz drücken kann – und wenn dabei manchem Umarmten die Knochen im Leibe knacken!

Denn um die Versöhnung der Unversöhnlichen geht es ihm ja in seinem Kampf gegen die weltzerstörerischen und weltverbessernden Phrasen hüben und drüben, um Menschlichkeit. Und seine handfeste Weisheit lehrt uns das Kostbarste: befreidendes Lachen.

# **Inhalt**

## *Erstes Kapitel*

Don Camillo und das verirrte Schäflein ..... 7

## *Zweites Kapitel*

Das Geheimnis des heiligen Antonius ..... 17

## *Drittes Kapitel*

Po-Wasser ist nichts für Mao ..... 27

## *Viertes Kapitel*

Eine Nachtmusik, die niemanden schlafen lässt ..... 36

## *Fünftes Kapitel*

Der Keller ist wichtiger als das Dach ..... 46

## *Sechstes Kapitel*

Cum grano salis ..... 55

## *Siebentes Kapitel*

O Rache, furchtbare Rache! ..... 65

## *Achtes Kapitel*

Sie hatte keine Beat-Platte anstelle des Herzens ..... 77

## *Neuntes Kapitel*

Nicht immer hat der Teufel Schwanz und Hörner ..... 89

## *Zehntes Kapitel*

Alte Pfarrer haben harte Knochen ..... 99

## *Elftes Kapitel*

Kompliziert ist die Jugend von heute ..... 109

## *Zwölftes Kapitel*

Sankt Michael hatte vier Flügel ..... 119

## *Dreizehntes Kapitel*

Es ist Mode, daß die Schafe heulen ..... 131

<i>Vierzehntes Kapitel</i>	
Erinnerungen an einen fernen November.....	141
<i>Fünfzehntes Kapitel</i>	
Der Knabe, der die Englein sah.....	149
<i>Sechzehntes Kapitel</i>	
Noch ein Märchen vom großen Strom.....	159
<i>Siebzehntes Kapitel</i>	
Don Chichi prellt vor wie ein Panzer.....	173
<i>Achtzehntes Kapitel</i>	
Zwei Räuber, aus denen drei wurden.....	184
<i>Neunzehntes Kapitel</i>	
So endet auch diese Ballade.....	195

## ***Erstes Kapitel***

### ***Don Camillo und das verirrte Schäflein***

*Viel Neues gibt's in Don Camillos Dorf:*

*Die Langhaarigen sind bis hierher gedrungen, und einer von ihnen bringt Peppone in eine schlimme Lage.*

*Damit nicht genug, kommen auch noch die Chinesen, um dem Genossen Bürgermeister das Leben sauer zu machen.*

Die Achillesferse Peppones hieß Michele, und es handelte sich dabei um einen Bengel mit Händen, so groß wie Schaufeln, und einer Mähne, bei der man unwillkürlich an jene Akazien dachte, die, weil sie fortwährend gestutzt werden, zuletzt nur noch aus einem dicken Stamm mit einer lächerlichen Blätterkugelhaube bestehen. Er fuhr auf einem Scheusal von Motorrad, dessen Seitentaschen nach Cowboymanier mit Nägeln und Fransen verziert waren, in der Gegend herum und trug eine schwarze Jacke, auf deren Rücken er einen weißen Totenschädel und die Aufschrift *Veleno*\* hatte malen lassen.

Michele, genannt Veleno, jüngster Sproß Peppones, war der einzige Pilzkopf im Dorf, aber er genügte vollauf, denn nicht nur besaß er die Kraft eines Büffels, er wußte sie auch verteufelt gut anzuwenden. Veleno war das Oberhaupt der in der Bassa verstreuten jugendlichen Aufrührer, und wenn er mit seiner Bande loszog, kam es einem Erdbeben gleich.

Weitere große Neuerung im Dorfe Don Camillos: Nachdem der alte Pinetti verstorben war, hatte eine junge Doktorin aus der Stadt die Apotheke übernommen und war samt ihrem Mann, ebenfalls einem Doktor, in den Vorort gezogen, der sich hinter den Damm niederduckt.

Peppone selber hatte seine Werkstatt in ein großes Kaufhaus

---

\* Veleno = Gift (Anmerkung der Übersetzerin)

verwandelt, in dem man Autos, Motorräder und Haushaltmaschinen aller Art auf Abzahlung erstehen konnte. Das Geld für diese Unternehmung hatten zu einem guten Teil die Genossen seiner Sektion beigesteuert, überzeugt von seiner Argumentation: »Wenn heute das werktätige Volk eben Auto, Waschmaschine, Fernsehgerät, Kühlschrank und so weiter haben will, verkaufen *wir* sie ihm. Da bleibt der Profit bei den Werktätigen, denn die Reingewinne des Kaufhauses werden an die Aktionäre ausgeschüttet.«

Die Sache hatte dem Doktor Bognoni und der Apothekerin, Genossin Jole, die beide vom Provinzverband als äußerst tüchtige Aktivisten empfohlen und begeistert in den Sektionsvorstand aufgenommen worden waren, ganz und gar nicht gefallen. Nach Ansicht der beiden Bognoni leistete eine solche Unternehmung nur der Verbürgerlichung der Arbeiter Vorschub und nahm ihnen jeden revolutionären Impetus.

»Du, Genosse Bottazzi«, hatte Bognoni zu Peppone gesagt, »gibst dem Volk die Illusion, zu Wohlstand gekommen zu sein, und vergißt, daß man die Revolution nur machen kann, wenn das Volk leidet!«

»Niemand kann das Volk davon abhalten zu leiden, auch wenn es einen Fiat 600, einen Fernseher, einen Kühlschrank und eine Waschmaschine hat!« hatte Peppone zurückgegeben, der ein Mann aus dem Volke war und das Volk genau kannte.

Die Bognonis hatten diese Kröte wohl oder übel schlucken müssen, aber sie hatten eine heimliche Störaktion gegen Peppone eingeleitet und warteten bloß die Gelegenheit ab, die Offensive loszulassen.

Und diese Gelegenheit ergab sich, als Veleno und seine Bande, die zufällig ins Dancing von Castelletto gerieten und dort als unerwünscht zurückgewiesen wurden, sich gewaltsam Eintritt verschafften und das Lokal nicht wieder verließen, ehe sie allen anwesenden Männern die Hosen ausgezogen hatten.

Der Streich wirbelte viel Staub auf, denn Veleno kletterte noch in derselben Nacht zuoberst auf einen der turmhohen Maste, die der Hochspannungsleitung erlaubten, sich über den Po hinwegzuschwingen, und band dort das eine Ende einer langen Schnur fest, an der er im Hinuntersteigen die erbeuteten siebenundfünfzig Paar Beinkleider wie eine Galabeflaggung aufhängte. Und tags darauf strömten die Leute scharenweise zum Flußufer, um das Schauspiel der im Winde baumelnden Hosen zu genießen.

Die Bognonis ritten in einer öffentlichen Versammlung eine scharfe Attacke gegen Veleno, den sie als schmutzigen Vertreter des bürgerlichen Halbstarkentums und Schandfleck des Dorfes bezeichneten, worauf sie mit der perfiden Bemerkung schlossen: »Wenn der Genosse Bottazzi Kinder von dieser Sorte aufzieht, wie kann er da Anspruch darauf erheben, den Nachwuchs der Partei geistig zu formen?«

Sie vergaßen nicht beizufügen, man diene der Sache des Volkes nicht, indem man im Laden stehe und elektrische Mausefallen verkaufe.

Der erste Gedanke Peppones war, den Bognonis mit Fußtritten zu antworten, aber dann überlegte er es sich, sandte dem Provinzverband einen ausführlichen Bericht und ersuchte um postwendende Antwort.

Don Camillo platzte an diesem Abend beinahe vor Schadenfreude und machte seinem Herzen bei dem gekreuzigten Christus über dem Hauptaltar Luft.

»Herr«, sagte er, »ich danke Euch, daß Ihr Verwirrung und Zwietracht ins Lager der Feinde Gottes gebracht habt.«

»Ich kann gar nicht Verwirrung und Zwietracht bringen, sondern nur Licht und Frieden«, antwortete Christus. »Don Camillo, auch dein Feind ist dein Nächster, und die Schmerzen deines Nächsten sollen deine Schmerzen sein.«

»Verzeiht, Herr«, gab Don Camillo zurück, »aber ich habe

wirklich keine Lust zu leiden, weil Peppone einen Mähnenjüngling zum Sohne hat!«

»Don Camillo«, bemerkte Christus lächelnd, »vergiß nicht, daß auch ich während meines kurzen Erdenwallens ein Mähnenjüngling war!«

»Herr!« rief Don Camillo entrüstet aus, »dieser Bursche begnügt sich nicht damit, lange Haare zu tragen und sich verrückt anzuziehen. Er ist auch roh und bösartig!«

»Don Camillo«, tadelte Christus, »du schenkst dem Wolf die Schäfchen deiner Herde viel zu leicht!«

»Er ist kein Schaf meiner Herde!«

»Du hast ihn getauft im Namen des Herrn, also ist dieser Junge ein Schaf meiner Herde.«

Don Camillo kam nicht dazu, sich zu äußern, weil in diesem Augenblick Peppone die Kirche betrat. Sein Gesicht verhieß nichts Gutes, und Don Camillo zog ihn schnell ins Pfarrhaus hinüber.

»Genosse Bürgermeister«, sagte er zu ihm, als sie in der Stube waren, »bereust du endlich deine Sünden? Sprich nur offen: Gott hört dir zu, die Genossen Bognoni nicht.«

»Ihr und euer dreimal verfluchtes Latein!« legte Peppone los. »Darf man vielleicht wissen, was *cum grano salis* heißt?«

»Das hängt von den Umständen ab«, antwortete Don Camillo.

»Die Umstände sind die, daß ich dem Verband berichtet habe, was diese beiden Rüpel öffentlich über mich sagten, und jetzt schreibt mir der Verband zurück, ich solle *cum grano salis* handeln.«

Don Camillo kicherte, was Peppone vollends rasend machte. Er brüllte: »Diese verdammten Intellektuellen sind der Untergang der Partei! Können die nicht italienisch reden? Ausgerechnet jetzt, wo sogar die Priester das Latein auf den Müll geworfen haben, müssen es die Funktionäre des

kommunistischen Verbandes benützen?«

»Genosse«, erläuterte Don Camillo mit großer Geduld, »hätten sie dir vielleicht raten sollen, mit Takt, Umsicht, Diplomatie und Intelligenz vorzugehen, wo doch jeder weiß, daß das Dinge sind, die du nicht einmal vom Sehen kennst? Sie appellieren an das winzige Salzkörnchen, von dem sie hoffen, daß du es in deinem dicken Schädel hast, und raten dir, davon Gebrauch zu machen.«

»Quatsch!« brüllte Peppone. »Denen werde ich das *grano salis* zeigen! Diesen Tropf von Doktor, den erledige ich *cum grano pepis* und fülle ihn mit Maulschellen ab! Was kann denn ich dafür, daß mein Junge ein Wirrkopf ist? Aber er soll mir nur nach Hause kommen, der Lümmel, den bringe ich um!«

»Gut so!« lobte Don Camillo. »Es ist viel einfacher, einen Sohn umzubringen, als ihn zu erziehen.«

»Ach was, umbringen!« schnaubte Peppone. »Ich meine natürlich, ich prügle ihn windelweich, wenn er mir in die Finger kommt.«

»Es ist doch besser, du bringst ihn um, Genosse. Das Wohlleben hat aus dir einen Fettsack gemacht; wenn der Junge nur einmal mit der Faust ausholt, schlägt er dich gleich tot.«

»Wollt Ihr damit sagen, er würde zurückgeben, wenn ich ihn verhaue?«

»Wenn er wirklich dein Sohn ist, ja.«

»Das ist er, leider«, gab Peppone sehr kleinlaut zu.

Da kam Smilzo hereingerannt, und Don Camillo wetterte: »Was zum Teufel soll das werden, hier im Pfarrhaus, eine Zellenversammlung?«

»Wenn der Papst den sowjetischen Außenminister im Vatikan empfangen hat, wird ein unbedeutender Landpfarrer wie Ihr wohl auch zwei Genossen der kommunistischen Ortssektion empfangen können!« erwiderte Smilzo. »Oder haltet Ihr Euch

für bedeutender als den Papst?«

»Was ist los?« wollte Peppone wissen.

»Chef«, erklärte Smilzo, »Michele ist in die Apotheke geplatzt und hat der Genossin Jole mit Gewalt eine halbe Flasche Rizinusöl eingegeben. Und dann ist er in die Arztpraxis gelaufen und hat Doktor Bognoni den Rest austrinken lassen!«

Peppone wurde kreidebleich und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

»Er hat mich ruiniert!« ächzte er. »Rizinusöl! Faschistenbrauch! Jetzt werden sie mir noch anhängen, ich hätte einen Sohn, der Faschist sei! Dieser Flegel! So viel Zeug gibt's dort, das er ihnen hätte einflößen können, und da geht der und nimmt ausgerechnet Rizinusöl!«

Inzwischen war auch Brusco im Pfarrhaus angelangt, der neue Nachrichten brachte: »Nein, Chef. Es war kein Rizinusöl – es war eine Flasche Lebertran!«

»Gott sei Dank!« seufzte Peppone auf. »Dann können sie der Sache keinen politischen Anstrich geben. Aber das schwöre ich, daß ich diesem Tunichtgut den Schädel einschlage! Ihr beide kommt mit mir, greift aber nur ein, wenn ihr seht, daß ich allein mit ihm nicht fertig werde!«

Sie eilten hinaus, und Don Camillo verdrehte den Blick nach oben und breitete die Arme aus: »Herr, ein Schäflein Eurer Herde hat sich verirrt, und die Wölfe suchen es, und ich weiß nicht, wo ich es aufstöbern soll – was kann ich tun?«

»Es steht geschrieben: *>Pulsate et aperietur vobis<*, klopft an, so wird euch aufgetan«, antwortete die ferne Stimme des Gekreuzigten.

Don Camillo begann im Zimmer auf und ab zu gehen: er begriff nicht, was Christus damit hatte sagen wollen. Immerhin lief er, als es klopfte, eilig zur Tür und machte sie auf.

Herein kam Veleno, mit zerwühltem Haar, das ihm nun auch

noch das Gesicht bedeckte. Der Bursche war ganz außer sich: »Hochwürden«, sagte er, »mein Vater sucht mich überall und will mir alle Knochen entzweischlagen!«

Don Camillo betrachtete ihn mit Widerwillen.

»Und du, mit diesen Pranken, fürchtest dich vor einer aufgedunsenen Speckschwarte, wie dein Vater eine ist?«

»Natürlich! Wenn er mich erwischt, kann ich nichts anderes tun als einstecken – ich kann mich doch nicht gegen meinen Vater auflehnen!«

Da betrachtete Don Camillo den Burschen mit etwas weniger Widerwillen.

»Siehst du denn nicht ein, was du angerichtet hast mit diesem Abführmittel bei den Bognonis?«

»Ich habe ihnen das Abführmittel nicht für das gegeben, was sie über mich sagten, sondern für das, was sie über meinen Vater sagten. Retten Sie mich doch, Don Camillo!«

»Gottes Haus steht allen Sündern offen, die bereuen.«

Veleno dehnte den mächtigen Brustkasten und ballte die Fäuste: »Einen Dreck bereue ich! Die Gemeinheit haben die beiden Rüpel begangen, nicht ich!«

»Wenn du es so ansiehst«, erwiderte Don Camillo ruhig, »gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder du verschwindest augenblicklich, oder wenn du hierbleiben willst, bezahlst du.«

»Ich bin bereit zu bezahlen!« schrie Veleno.

Don Camillo nannte ihm den Preis, und der Junge antwortete, eher würde er sich abschlachten lassen, als das hinzunehmen.

»Dann mach, daß du hinauskommst«, befahl Don Camillo.

Veleno ging zur Tür, blieb aber auf halbem Wege stehen und drehte sich um: »Hochwürden, was Sie da von mir verlangen, ist niederträchtig!«

»Du hast ja die Wahl. Hier gelten feste Preise, und Rabatt

gibt's nicht.«

Da kam Veleno zurück, setzte sich und bezahlte zähneknirschend.

Zuletzt stand er auf und bemerkte: »Hochwürden, Sie haben mich ruiniert!«

»Es ist nicht mein Beruf, und die Arbeit ist sicher nicht vollkommen«, gab Don Camillo zu. »Aber ich finde, du siehst mit Kahlschlag eigentlich besser aus.«

Während Don Camillo den Rasierapparat weglegte und mit dem Besen den Haufen Haare zusammenkehrte, zog Veleno ein Spiegelchen aus der Tasche und betrachtete sich.

»So zugerichtet, bin ich niemand mehr«, jammerte er.

Er fühlte sich tatsächlich wie Samson, als er, von Dalila geschoren, kraftlos erwachte, weil das Geheimnis seiner Kraft in seinen langen Haaren gelegen hatte.

»Ich werde nicht mehr den Mut haben, mich vor den Leuten zu zeigen«, stöhnte Veleno. »Ich gehe von hier fort.«

»Und wohin?«

»Die Stelle habe ich schon: Ich bin aufgeboten und gehe in den Militärdienst.«

Don Camillo wunderte sich über diesen Entschluß. »Aber bist du denn«, sagte er, »nicht der Häuptling dieser Spitzbuben, die sich Dienstverweigerer aus Gewissensgründen nennen?«

»Das war nur, weil sie mir beim Einrücken die Haare abgeschnitten hätten. Jetzt, wo ich kahlgeschoren bin, spielt die Moral keine Rolle mehr.«

»Ach so«, brummte Don Camillo. »Geh jetzt in die Küche und iß, und dann marsch ins Bett: Das Gästezimmer befindet sich im obersten Stock. Du kannst ruhig schlafen, niemand wird dich stören.«

Don Camillo ging in die Kirche hinüber, um sich mit Christus auszusprechen: »Herr, ich danke Euch. Der gute Hirte hat das

verirrte Schäflein wiedergefunden, wie Ihr es gesagt habt.«

»Ja, Don Camillo – aber ich habe nicht gesagt, daß der gute Hirte das wiedergefundene Schäflein scheren soll.«

»Das ist eine technische Einzelheit, die nicht Gott, sondern den Hirten angeht. Gebt dem Herrn, was des Herrn ist, und dem Hirten, was des Hirten ist – habt Ihr es nicht so gesagt?«

»Nein, Don Camillo. Aber der Grundgedanke stimmt.«

Veleno blieb eine Woche lang im Hause Don Camillos verborgen und vertrieb sich die Zeit damit, das ganze Holz für den Winter zu spalten und zu zersägen.

Dann, am achten Tage, tauchte ein höchst aufgeregter Peppone auf. »Die Karte vom Bezirkskommando ist da!« schrie er. »Ich weiß nicht, wo der Lümmel steckt, und wenn er sich nicht rechtzeitig stellt, wird er wegen Militärdienstverweigerung drangenommen! Also neue Unannehmlichkeiten für mich, wenn ich ihn nicht finde!«

Don Camillo führte ihn in die Küche vor den Spion, durch den man in den Hof blicken konnte. Peppone sah seinen Michele Holz spalten und brachte den Mund nicht mehr zu.

»Kahlgeschoren!« entfuhr es ihm.

»Das mußte sein«, sagte Don Camillo. »Ich habe ihn nämlich überredet, Mönch zu werden.«

Peppone sprang in die Höhe. »Nur das nicht!« brüllte er. »Eher lasse ich ihn sofort wieder nach Hause kommen, als daß er ein solches Ende nimmt! Ich schwöre, daß ich ihm nichts tun werde, auch wenn diese verfluchten Bognonis sich seinetwegen an mir rächen wollen und im Dorf eine autonome ›chinesische‹ Sektion gründen.«

»Geschieht dir recht«, meinte Don Camillo. »Aber schade ist's doch. Es klang so schön: Bruder Veleno, Schaf Gottes.«

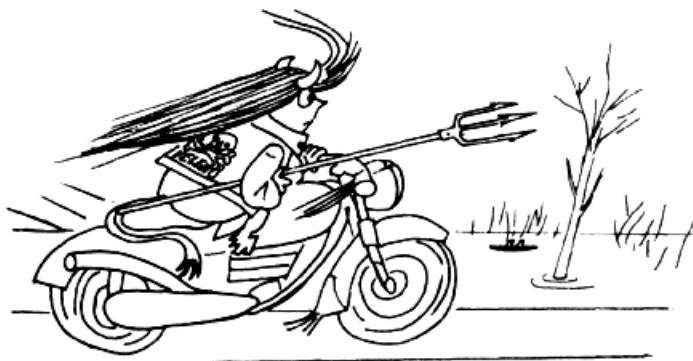
»Im Hause Bottazzi ist kein Platz für Schafe!« wehrte sich Peppone.

»Ah ja«, bestätigte Don Camillo hinterhältig. »Ich habe ganz vergessen, daß du, Genosse, *temporibus illis*, den Spruch an deine Hausfassade hast schreiben lassen: ›Lieber einen Tag als Löwe leben denn hundert Jahre als Schaf.‹«

»Zur Hölle mit Euch und Eurem hundsgemeinen Gedächtnis!« rief Peppone im Hinausgehen. »Aber die Rechnung zwischen Euch und mir bleibt offen!«

»Wir werden sie schließen«, versicherte Don Camillo. »So Mao will, natürlich.«

Der große Fluß zog ruhig und gleichmütig vorüber; es war ein Tag wie jeder andere, nur anders.



## **Zweites Kapitel**

### **Das Geheimnis des heiligen Antonius**

*Peppone ist unglücklich, aber auch Don Camillo hat bald nichts mehr zu lachen.*

*So starrköpfig er ist, muß er doch eines schönen Tages sein Haupt beugen und sich der neuen Zeit anpassen.*

*Glücklicherweise findet er einen unverhofften Helfer, der es ihm erlaubt, in Ungehorsam gehorsam zu sein.*

Der kleine rote Sportwagen schwenkte energisch in den engen Hof des Pfarrhauses. Ein magerer junger Mann stieg aus, in grauem Anzug, mit einer Intellektuellenbrille auf der Nase und einer Ledermappe unter dem Arm.

Don Camillo, der in der Stube am Schreibtisch saß, mit einem Auge die *Gazzetta* las und mit dem andern aus dem Fenster spähte, ballte die Fäuste.

»Herein!« sagte er unhöflich, sobald er es klopfen hörte.

Der junge Mann trat ein, grüßte und reichte Don Camillo einen Briefumschlag.

»Ich kaufe nichts«, knurrte Don Camillo, ohne den Kopf von der Zeitung zu heben.

»Ich habe auch nichts zu verkaufen«, erwiderte der andere. »Ich bin Don Francesco, der Amtsgehilfe, den Ihnen die Kurie zugewiesen hat, und hier ist mein Einführungsschreiben.«

Don Camillo musterte ihn: »In diesen Kleidern, junger Mann, habe ich Sie für einen der üblichen Handelsreisenden gehalten. In Anbetracht dessen, daß Sie sich bei einem alten Pfarrer vorstellen müssen, wär's vielleicht doch besser gewesen, Sie hätten sich als Priester verkleidet.«

Das Priesterlein, ein sehr nervöser Mensch, wurde blaß, und Don Camillo las den Brief.

»Schön«, sagte er, während er das Blatt in den Umschlag zurücksteckte. »Sie sind also hergeschickt worden, um mich zu lehren, wie man Priester wird.«

»Nein, Hochwürden – nur um Sie daran zu erinnern, daß wir im Jahre 1966 leben, nicht 1666.«

Da zog Don Camillo sein riesiges gelbes Taschentuch hervor und machte einen Knoten. »Jetzt haben Sie mich daran erinnert, also können Sie wieder gehen«, sagte er.

Das Priesterlein verlor seine Ruhe. »Hochwürden! Die Kurie hat mich hierhergeschickt, und hier bleibe ich!« rief es aufgebracht und setzte sich vor den Schreibtisch.

»In diesem Fall«, äußerte Don Camillo ruhig, »nutzen wir die Gelegenheit, um ein Spielchen zu machen. Kennen Sie das mit den achtzig Karten?«

»Nein«, erwiderte der junge Geistliche mit zusammengebissenen Zähnen.

Auf dem Schreibtisch lagen ein paar alte Bündel Spielkarten; Don Camillo nahm eines auf, faßte es mit seinen großen Händen und riß die vierzig Karten mit einem einzigen Ruck mitten entzwei.

Der Jüngling ließ sich nicht einschüchtern. »Dieses Spiel kann ich auch«, sagte er. »Aber mit viel weniger Mühe.«

Er las ebenfalls ein Spiel Karten vom Schreibtisch auf und riß es seelenruhig in zwei Stücke, eine Karte um die andere. »Jetzt sind es achtzig, wie bei Ihnen, Hochwürden«, meinte er zuletzt lächelnd.

Don Camillo wiegte mit anerkennender Miene den Kopf. »Ich hingegen«, sagte er dann und deutete auf die beiden Häufchen zerrissener Karten, »ich kann Ihnen alle hundertsechzig in den Hals hinunterstopfen.«

Das war der Don Camillo der harten, gewalttätigen Zeiten, und das Priesterlein wurde leichenfahl. »Ich«, stammelte es,

»ich bin geschickt worden. Wenn meine Person Ihnen nicht genehm ist...«

»Sie oder ein anderer, das kommt auf dasselbe heraus. Da Seine Exzellenz uns befiehlt, einen Koadjutor zu benötigen, wird man eben gehorchen. Sie haben mich freundlicherweise daran erinnert, daß wir 1966 schreiben und nicht 1666, und in Erwiderung Ihrer Höflichkeit habe ich Sie daran erinnert, daß *ich* hier der Pfarrer bin. Ihr Zimmer steht bereit. Sie können es gleich benützen, um sich etwas frisch zu machen und um sich als Priester anzuziehen. Hier ist während der Dienstzeit Zivilkleidung nicht erwünscht.«

Der junge Mann wurde von der alten Desolina ins Fremdenzimmer geleitet, und Don Camillo eilte, um dem gekreuzigten Christus am Hochaltar sein Herz auszuschütten.

In Don Camillos Kirche gab es tatsächlich immer noch einen Altar, an dem Don Camillo nach wie vor die Messe in lateinischer Sprache las. Und die Gläubigen knieten zum Empfang der Hostie wie eh und je an der Balustrade mit den Säulchen aus falschem Marmor.

In allen anderen Kirchen der Diözese war der Altar durch etwas ersetzt worden, was Don Camillo respektlos ein »Stehbüfett« nannte; in der Kirche von Don Camillo aber war alles beim alten geblieben, und gerade deshalb wollte die Kurie – bevor sie zu harten disziplinarischen Maßnahmen griff – dem starrköpfigen Pfarrer in der Bassa einen jungen Geistlichen zur Seite stellen, der den Rebellen dazu bringen sollte, sich der neuen Zeit anzupassen.

Don Camillo lief in der leeren Kirche auf und ab und suchte vergeblich den richtigen Anfang der Rede, die er halten wollte, als Christus ihn rief.

»Don Camillo, was tust du? Hast du vergessen, daß die wahre Kraft der Diener Gottes in der Demut liegt?«

»Herr«, beteuerte Don Camillo, »das habe ich nie vergessen,

und ich stehe hier vor Euch als der demütigste Eurer Diener.«

»Don Camillo, es ist leicht, sich vor Gott zu demütigen. Dein Gott ist Mensch geworden und hat sich vor den Menschen gedemütigt.«

»Herr«, klagte Don Camillo tief bekümmert und breitete die Arme aus, »warum sollte ich denn alles zerstören?«

»Du zerstörst nichts. Du gibst dem Bild einen neuen Rahmen, aber das Bild bleibt das gleiche. Oder ist für dich der Rahmen wichtiger als das Gemälde? Und, Don Camillo: Die Kutte macht noch keinen Mönch, wie man zu sagen pflegt, aber sie macht auch keinen Priester. Oder glaubst du, mehr Diener Gottes zu sein als dieser junge Mann, bloß weil du eine Soutane trägst und er Jacke und Hose? Don Camillo, hältst du Gott für so ungebildet, daß er nur Latein versteht? Don Camillo – dieser Gips, dieses bemalte Holz, diese Goldbronze, diese antiken Worte sind nicht der Glaube.«

»Herr«, wandte Don Camillo demütig ein, »aber sie sind die Tradition; die Erinnerung, der Weg durch so viele Jahre...«

»Alles wunderschöne Dinge, die nichts mit dem Glauben zu tun haben. Du liebst diese Dinge, Don Camillo, weil sie dich an deine Vergangenheit erinnern, weil du sie als dein Eigentum, ja fast als einen Teil deiner selbst empfindest. Wahre Demut heißt auf die Dinge verzichten, die man am meisten liebt.«

Don Camillo beugte das Haupt und sprach: »Ich gehorche, Herr.«

Christus aber lächelte, denn er konnte in seinem Herzen lesen.

Der junge Priester war voller Enthusiasmus. Seine Devise lautete: »Entmystifizieren!« Das bedeutete, die Kirche von allem zu reinigen, was bloß Flitter war, was lediglich dem Aberglauben diente. Immerhin versuchte er, vorsichtig zu Werk zu gehen, um Don Camillo nicht zu verärgern. Und Don

Camillo machte mit, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen.

Mit einem Mal aber wurde er bockbeinig. »Der Altar kommt weg«, sagte er im gleichen Ton wie damals, als er sich anerboten hatte, dem Priesterlein die beiden Kartenspiele zu essen zu geben, »aber erst, wenn ich einen geeigneten Platz gefunden habe, wo ich ihn unterbringen kann.«

Das war kein leichtes Problem, denn ein Altar mit einem drei Meter hohen Gekreuzigten ist nicht gerade eine Nippsache. Aber Don Camillo hatte eine fixe Idee, und die vertraute er nun Christus an: »Herr«, erklärte er, »die Erben des armen Filotti haben den ganzen Besitz liquidiert. Geblieben ist nur das alte, verlotterte Herrenhaus mit der angebauten Privatkapelle, in der ich immer einmal im Jahr die Messe gelesen habe. Sie sind bereit, das Ganze um sieben Millionen, die man noch herunterhandeln kann, herzugeben. Wenn ich diese Kapelle haben könnte, würde ich den Altar dorthin bringen, und Euch ebenfalls, Herr. Hier seid Ihr im Wege, und man weiß nicht, wohin mit Euch. Natürlich würdet Ihr stets der Sohn des Allmächtigen bleiben, auch wenn sie Eure Bilder zerstörten, aber ich werde niemals zulassen, daß man Euch zum ausgedienten Gerümpel auf den Dachboden schmeißt.«

»Don Camillo«, mahnte Christus, »du meinst nicht mich. Du meinst ein angemaltes Stück Holz.«

»Herr, das Vaterland ist auch nicht das Stück farbiger Stoff, das man Fahne nennt. Und doch darf man die Fahne des Vaterlandes nicht wie einen Tuchfetzen behandeln. Und Ihr seid meine Fahne, Herr. In jener Kapelle würdet Ihr den richtigen Platz finden, aber sieben Millionen sind leider sieben Millionen, auch wenn sich noch markten läßt. Wie könnte ich bloß zu diesem Geld kommen?«

»Indem du es dort suchst, wo es sich befindet«, antwortete rätselhaft und lächelnd der Gekreuzigte.

Inzwischen trat Don Francesco ungeduldig von einem Fuß auf den andern.

»Hochwürden, auch wenn wir die Unterbringung des Altars auf später verschoben haben«, sagte er in einem günstigen Augenblick, »können wir mit der Entmystifizierung anfangen, indem wir beispielsweise diese scheußliche Gipsfigur des heiligen Abtes Antonius entfernen!«



Die Statue war in der Tat häßlich. Don Camillo hatte sie seinerzeit bereits in ihrer Nische vorgefunden; er ließ sie dort stehen und beschränkte sich darauf, sie einmal im Jahr abzustauben.

Der Schutzpatron der Tierzucht in der Bassa hatte sich anscheinend bei schweren Maul- und Klauenseucheepidemien zwischen 1862 und 1914 sehr anständig benommen. Dafür hatte er glückliche Zeiten erlebt und jeden Tag Hunderte von Kerzen vor sich brennen sehen. Dann aber hatten sich im gleichen Maß, wie die Spritzen gegen die Seuche aufkamen, die Kerzen vermindert, und heute mußte sich der arme Sankt Antonius mit der schäbigen Zehnkerzenglühbirne begnügen, die Don Camillo, mit einer alten Öllampe getarnt, vor der Nische hatte anbringen

lassen.

Don Camillo hing zwar auch an seinem heiligen Antonius, doch er nahm den Vorschlag des jungen Priesters an.

»Also gut. Morgen früh werden Sie ihn hier nicht mehr finden.«

*Est modus in rebus:* einverstanden mit der Austreibung des heiligen Abtes Antonius, aber nicht indem man ihm, wie Don Francesco es gewünscht hätte, mit ein paar Hammerschlägen den Garaus machte, nachdem er immerhin über hundert Jahre in Ehren gedient hatte. (Genaugenommen hundertvier: denn wie aus den Pfarrbüchern hervorging, war die Statue im Juni 1862 von einem reichen Gutsbesitzer namens Ferrazza der Kirche geschenkt worden.) Mit Hilfe des Glöckners zerrte Don Camillo noch in dieser Nacht Sankt Antonius aus seiner Nische herab und trug ihn in den Schuppen. Nun geschah es aber, daß der Heilige unterwegs mit dem rechten Fuß gegen eine Türkante stieß und dabei die Zehen samt der anhaftenden Sandalenspitze einbüßte.

Don Camillo wollte, ehe er zu Bett ging, den verstümmelten Fuß noch schnell mit ein wenig Kitt heilen, und da gewahrte er, als er das Stück Gips wieder ankleben wollte, wie aus dem Fußstummel des Heiligen die Spitze eines schwarzen Stiefels hervorlugte. Und der Stiefel war nicht aus Gips, sondern aus bemaltem Holz.

Der untere Teil der aschgrauen Mönchskutte, die den Heiligen bis zu den Füßen umhüllte, wies Risse auf, ein leichter Puff genügte. Und dann entpuppte sich etwas wirklich Unerwartetes: daß der Abt Sankt Antonius unter der Kutte Hosen und Stiefel mit Sporen anhatte.

Ein weiterer kleiner Schlag, und schon löste sich der obere Teil der Kutte wie eine Rinde, und zum Vorschein kam ein Stück von einem roten Hemd.

In wenigen Minuten war die Gipskruste, die die Original-

Holzstatue umschloß, ganz abgelöst, und der geschälte Sankt Antonius erwies sich unmißverständlich als Garibaldi.

Der erhobene rechte Arm trug noch das kleine Kruzifix in der Faust, aber es war offensichtlich, daß er ursprünglich einen Säbel geschwungen hatte. Der Pilgerstab, den der Heilige mit der Linken umklammerte, war die geschickte Tarnung einer Fahnenstange.

Wieso Garibaldi als Sankt Antonius maskiert worden war, schien vorerst schleierhaft, doch Don Camillo sollte es bald erfahren. Garibaldis rotes Hemd trug links auf der Brust einen weißen, herzförmigen Fleck. Dieser war nicht aus Holz, sondern aus Gips, und Don Camillo prüfte die Dicke mit den Fingerknöcheln. Es handelte sich um eine ganz dünne Schicht, die sogleich in Stücke ging und ein Loch freigab, aus dem ein klingelnder Wasserfall von Goldstücken hervorsprudelte. Gleichzeitig fiel auch ein vierfach gefaltetes Stück Papier heraus.

Eine alte – ein bißchen lächerliche, ein bißchen rührende – Dorfgeschichte.

Im April 1862 hatte Garibaldi dem Hauptort der Provinz einen Besuch abgestattet, wo man ihn wie einen Halbgott gefeiert hatte. Der angemalte Holz-Garibaldi, das Werk eines Handwerkers aus der Stadt, spielte bei den Festlichkeiten eine Rolle. Der richtige Garibaldi hielt auf dem Kirchplatz eine Brandrede gegen die römischen Priester und die »schlechten Priester« im allgemeinen. Und ein gewisser Ferrazza, wahrscheinlich der Anführer der »Priesterfresser« des Dorfes, in das später Don Camillo kam, war davon so begeistert, daß er die Garibaldistatue kaufte, mit Gips in einen heiligen Abt Antonius verwandeln ließ und diesen dem Pfarrer schenkte.

Heutzutage hat man kaum noch Verständnis für so etwas, aber damals gab es Leute, die an solch rohen Scherzen ihr Vergnügen fanden. Hier lag die Roheit des Streiches nicht darin, daß

Garibaldi in die Kirche eingeschmuggelt wurde, um als Heiliger verehrt zu werden, sondern vor allem darin, daß man Garibaldis Brust mit Goldstücken gefüllt und das Geschenk mit einer Botschaft voller Sarkasmus versehen hatte:

»Priester! (Jawohl, Priester – denn hier ist Gold, und nur die Priester riechen das Gold von weitem, auf das sie so begierig sind!) Priester! Es wohnt nicht, wie du sagst, der Teufel im Herzen Garibaldis. Hier wohnt vielmehr ein kostbarer Schatz, und du wirst ihn nicht zurückweisen! Priester! Falls man noch immer die Messe zu lesen pflegt, wenn du diesen Brief liest (was ich allerdings bezweifle), dann lies eine Messe für die Seele des Antiklerikalen und Garibaldianers Alberto Ferrazza, leiste dir mit den Napoleondors ein paar üppige Mahlzeiten und trink auf den unvergänglichen Ruhm Garibaldis!«

Es waren 1000 Napoleondors, die, in Lire umgesetzt, rund sechs Millionen ergaben. Don Camillo konnte das Haus des alten Filotti kaufen und den Altar aus seiner Kirche mitsamt dem großen Christus am Kreuz, so wie er war, in der Kapelle aufstellen.

Später trug er, nachdem er ihn von einem Spezialisten wieder mit einer Gipsrinde hatte einhüllen lassen, auch den Abt Garibaldi dorthin.

Und die erste Messe in der Kapelle las er für die Seele des verstorbenen Alberto Ferrazza. Er las sie lateinisch, versteht sich, in Anwesenheit einiger weniger Überreste der alten Garde.

»Herr«, erklärte er später dem Gekreuzigten, »das sind alte Kohlköpfe. Sie halten sich nur noch dank der Kraft ihrer Erinnerungen, der Erinnerung an ihre Toten, am Leben. Sie verstehen nicht, daß die Kirche sich erneuern muß.«

»Genausowenig wie du, Don Camillo«, gab Christus zurück.

»Mag sein, Herr«, gestand Don Camillo ehrlich ein. »Aber jedenfalls tue ich hier nichts Regelwidriges; es handelt sich um eine private Messe, denn diese Kapelle ist dank Gottes Hilfe in

meinem Besitz.«

»Dank Garibaldis Hilfe«, präzisierte Christus.

»Herr, Ihr habt mir gesagt, ich soll das Geld dort suchen, wo es sei, und genau dort habe ich es auch gesucht. Es war der heilige Abt Antonius, der meine Gutgläubigkeit übertölpelte und Garibaldi in die Sache hineinzog.«

»Gewiß, Don Camillo«, lächelte Christus. »In einem Dorf wie diesem, wo die Toten noch verrückter sind als die Lebenden, ist ein Pfarrer wie du wohl der passendste.«

Natürlich unterrichtete der Geheimdienst Peppone von Don Camillos neuestem Streich. Und so fragte Peppone, als er Don Camillo begegnete, höhnisch: »Hochwürden, stimmt es, daß Ihr einen eigenen Laden aufgemacht habt?«

»Nein, Genosse. Ich arbeite immer noch für den gleichen Meister: Dort hinauf ist Mao noch nicht gelangt, um Unfrieden zu stiften.«

Also sprach Don Camillo, und Peppone steckte es ein.

## ***Drittes Kapitel***

### ***Po-Wasser ist nichts für Mao***

*Peppone ist gegen seinen Willen gezwungen, sich mit dem Anführer der »Chinesen« zu messen, und tut beinahe seinen letzten Atemzug.*

*Allein Gott zahlt nicht nur am Samstag, wie man zu sagen pflegt, er zahlt auch am Montag – was Don Camillo bitter zu spüren bekommt.*

Von den acht Ortsteilen der Gemeinde, die Peppone und Genossen verwalteten, war La Rocca der wildeste.

Nur wenige Kilometer trennten dieses vom Hauptdorf; aber nicht alle Kilometer sind gleich, denn die Menschen sind verschieden, und sogar in einer Stadt braucht man manchmal nur in eine Nebenstraße einzubiegen, um sich in einer anderen Welt zu finden. Die Leute von La Rocca bewohnten Überschwemmungsgebiet, und der jahrhundertelange Kampf mit dem großen Fluß hatte sie hart und gewalttätig gemacht; für sie war jeder, der jenseits des Hauptdammes zu Hause war, ein Ausländer.

Sie waren alle militante Rote, aber der Kommunismus hieß bei ihnen Stalin, und die einzige mögliche Form eines Dialogs bestand darin, daß man dem Gegner Stöcke über den Schädel schlug.

Dr. Bognoni hatte daher wirklich keine Mühe, die von La Rocca zu überreden, daß sie sich als autonome Sektion konstituieren und ihn als ihr Oberhaupt anerkennen sollten. Und an dem Tag, da ein Inspektor des Provinzverbandes nach La Rocca kam, um die Genossen in den Schoß der Partei zurückzuführen, fand er in dem Dörfchen alle Mauern voll Aufschriften und Manifesten zum Lobpreis von Stalin und Mao, aber es ließ sich keine Menschenseele blicken.

Es war unvermeidlich, daß jemand sich diese Situation zunutze machte, und so erschienen denn, als die Zeitungen die unerhörte Geschichte von Mao verbreiteten, der mit siebzig Jahren im Tempo eines Außenbordmotorbootes fünfzehn Kilometer weit geschwommen war, an den Mauern des Dorfes wie des Vorortes La Rocca große gelbe Plakate:

»Mao hat mit seiner Kraftprobe die Welt in Erstaunen gesetzt. Was sagen die chinesischen Genossen von La Rocca dazu, daß ihr Chef, der Genosse Bognoni, nicht einmal schwimmen kann? Wie will man als Nichtschwimmer die proletarische Revolution vorbereiten?

Eine Gruppe von Genossen, die schwimmen können.«

Das Manifest war anonym, aber niemand zweifelte daran, daß es sich um einen Einfall Peppones handelte. Die von La Rocca fühlten sich provoziert und gingen in ihrem gewohnten Ungestüm mit folgendem Antwortplakat zum Gegenangriff über:

»Der Chef der Chinesen von La Rocca schwimmt zwar nicht so gut wie Mao, ist aber durchaus in der Lage, es mit dem Chef der ›Genossen, die schwimmen können‹, aufzunehmen. Immer vorausgesetzt, daß das Gewicht, welches dieser als Ladenbesitzer angenommen hat, ihn noch obenauf schwimmen läßt.«

Die Erwiderung ließ nicht auf sich warten:

»Der kleine Mao von La Rocca übertreibe bloß nicht so! Wenn er sich nach seiner kräftigen Lebertrankur munter wie ein Fisch im Wasser fühlt, soll er aufpassen, daß er nicht selber zum Tranfisch wird!«

Die Luft erhielt sich zusehends, und die Leute amüsierten sich von Tag zu Tag mehr. Natürlich konnte Don Camillo, als er Peppone mit seinem Stab begegnete, es nicht lassen, vergnügt zu fragen, was das Training mache und ob das Datum der historischen Begegnung schon festgelegt sei.

»Zu solchen Narrenpossen gebe ich mich nicht her!« antwortete Peppone kurz angebunden.

»Ah so«, grinste Don Camillo boshaft, »jetzt, wo die Sache weiter gediehen ist, als er glaubte, möchte der Herr Bürgermeister sich zurückziehen!«

»Ich ziehe mich nie zurück!« sagte Peppone heftig.

»Prima, Chef«, stimmten die Herren des Stabes begeistert zu, »Priester haben zwei oder drei Gesichter, aber unsereiner hat nur eines!«

Der Wettkampf des Jahrhunderts spielte sich an einem Sonntagnachmittag ab, und am Flußufer stand die halbe Welt.

Zwei Längen galt es: Am jenseitigen Ufer angelangt, wo eine gemischte Kommission für die Kontrolle eingesetzt war, sollten die beiden Champions zur Basis zurückkehren, und wer zuerst eintraf, hatte gewonnen.

Bognoni war jung und mager, während Peppone, obwohl an sich der Stärkere, das Gewicht seiner Jahre und seines Wanstes spürte. Die erste Halbzeit – der Hinweg – ließ die von La Rocca vor Begeisterung aufheulen, denn Bognoni berührte das Ufer als Erster.

Dieses Geschrei aber machte Peppone rasend, er vergaß die Jahre und den Wanst und brachte auch noch jene Kraft und Puste zum Einsatz, die er nicht mehr hatte.

Auf dem Rückweg holte er Bognoni ein, und nach einem verzweifelten Duell gelang es ihm, ihn hinter sich zu lassen. Er kam mit klarem Abstand als Sieger ins Ziel, wo er jedoch wie tot in den Sand fiel.

»Einen Arzt!« schrie Brusco, der mit den andern des Stabes bereits dort war.

Peppone gab kein Lebenszeichen mehr von sich, und Dr. Bognoni, der wie immer seine Bereitschaftstasche im Wagen mit sich führte, war mit einem Satz zur Stelle. Er kniete neben

Peppone nieder, fühlte ihm den Puls und rief seiner Frau zu: »Schnell, mach die Spritze mit dem Coramin bereit! Hier droht ein Herzinfarkt!«

Dieser Ruf brachte Peppone wieder zu sich, der mühsam die Augen halb aufschlug, den Arzt voller Widerwillen anblinzelte und knurrte: »Brusco, jag dieses Mistvieh fort! Sterben kann ich allein!«

Bognoni erhob sich und ging, worauf Don Camillo herbeikam und an Peppones Seite kniete.

Peppone sah ihn an. »Jetzt werdet Ihr wohl zufrieden sein!« keuchte er.

»Und warum sollte ich das?« rief Don Camillo aus.

»Weil Ihr der Schurke seid, der die mir zugeschriebenen Plakate drucken ließ und die ganze Schweinerei anzettelte!«

»Ja«, gab Don Camillo demütig zu. »Das ist wahr. Aber jetzt ist es zu spät für Reue. Kann ich etwas für Euch tun?«

»Ja«, brauste Peppone auf. »Ihr könnt zur Hölle gehen, Ihr und alle Priester der Welt dazu!«

»Zu viele Leute, Genosse. Ich mag Gesellschaftsreisen nicht«, erwiderte Don Camillo.

Da kam Bigio mit einer Flasche Cognac, und Peppone hängte sich daran, als müßte er die Pontinischen Sümpfe trockenlegen.

Dann erschien der Kreisarzt, der Peppones Herz abhorchte und den Blutdruck maß. »Alles normal«, sagte er.

»Warum hat er dann die Augen geschlossen und röhrt sich nicht mehr?« sorgte sich Don Camillo.

»Weil er stockbesoffen ist«, stellte der Arzt fest.

Peppone war tatsächlich betrunken, aber stockbesoffen war er nicht, denn er fand immerhin die Kraft, zu murmeln: »Hochwürden, wenn es einen Herrgott gibt, wird er Euch bestrafen.«

Einen Herrgott gibt es, und gewöhnlich hat er es nicht eilig. Diesmal machte er jedoch eine Ausnahme und bestrafte Don Camillo schon nach vierundzwanzig Stunden.

Es war Montagnachmittag, und Don Camillo diskutierte in der Stube des Pfarrhauses mit seinem jungen Koadjutor, als auf der Straße vor dem Hoftor plötzlich ein Höllenlärm losbrach. Sieben zerzauste junge Motorradfahrer mit gewaltigen Mähnen und schwarzen Lederjacken hatten vor dem Tor angehalten, johlten und ließen die Motoren lärmeln. Dann nahm einer der Burschen eine komische Gitarre zur Hand, worauf sie alle im Chor einen Gassenhauer anstimmten, der einem die Haare zu Berge trieb, und beim Refrain mit den Hupen den Takt angaben.

Auf Grund der Stimmlage erwies sich einer der sieben als weiblichen Geschlechts, und von solch zarten korallenfarbenen Lippen ausgestoßen, erschienen die häßlichen Ausdrücke noch ordinärer, als sie es ohnehin waren.

Die Wirkung wurde dadurch erhöht, daß das Mädchen, als es die Lederjacke auszog, in einer Art schwarz und weiß kariertem Hemdchen dastand, das weit ausgeschnitten, ärmellos und so kurz war, daß es mit knapper Not den Popo der schamlosen Trägerin bedeckte.

»Die werde ich jetzt zur Ruhe bringen!« schnaubte Don Camillo und ging entschlossen auf die Tür zu. Aber der junge Pfarrgehilfe hielt ihn zurück.

»Nein, Don Camillo. Lassen Sie mich das machen. Ich weiß, wie man mit diesen Jugendlichen umgeht. Achten Sie nicht auf ihren Antikonformismus – sie sind viel besser, als Sie glauben.«

Don Camillo ging zum Fenster und sah, wie der junge Priester aus dem Hoftor trat und lächelnd und herzlich auf seine Altersgenossen einsprach.

Ein paar Minuten ließen sie ihn reden, dann ließ das Mädchen einen Pfiff ertönen, und die sechs Burschen sprangen von ihren Motorrädern und stürzten sich auf den Priester, den sie unter

einem Hagel von Fausthieben und Fußtritten begruben.

Nun war ja der junge Mann herzlich unsympathisch mit seiner Wichtigtuerei und seinem enganliegenden, schwarzen Rock, den Don Camillo ihm nicht hatte abgewöhnen können. Angesichts dieses Schauspiels aber vergaß Don Camillo alles, ging los wie eine Rakete und fuhr wie ein Panzer in den Haufen hinein, und es gelang ihm, den Pfarrgehilfen auszugraben, der schon arg ramponiert war.



Der Blitzangriff des großen, schwarzen Pfarrers brachte die Langhaarigen aus der Fassung, so daß sie verdutzt stillstanden. Aber schon ertönte herrisch die verflixte Stimmte des Mädchens: »Drauf auf den Pfaffen!«

Da rissen sie sich zusammen und fielen alle sechs über Don Camillo her. Und erst noch mit Verstand: während vier seine Arme und Beine festhielten, versahen die andern beiden ihn mit Schlägen.

Eine solche Bedienung hatte Don Camillo zwar nicht erwartet, aber er war groß im Nehmen und verhielt sich wie ein Elefant, der von einer Horde mutwilliger Äffchen angegriffen wird: Er versuchte einfach, das Gesindel abzuschütteln. Doch da war wieder die zornige, vorlaute Stimme des Mädchens zu hören: »Los! Reißt ihm die Soutane herunter! Wir wollen ihn in Unterhosen sehn!«

Das war ein taktischer Fehler, denn Don Camillo hörte es und sagte zu Christus: »Herr, werdet Ihr es zulassen, daß ein Diener Gottes öffentlich bis auf die Unterhosen ausgezogen wird?«

»Nein, Don Camillo, das denn doch nicht«, antwortete die ferne Stimme des Gekreuzigten.

Da war es, wie wenn man beim Überholen einen jener dritten Gänge einschaltet, die gleich auf hundertvierzig kommen: Mit einem gewaltigen Ruck befreite Don Camillo seine Arme, packte die beiden, die auf ihn einschlugen, an den Haarschöpfen und knallte ihre Köpfe gegeneinander. Die beiden gingen zu Boden. Die andern vier, angefeuert von dem Mädchen, setzten sich mit lobenswertem Eifer ein. Leider – für sie – lehnte da aber ein Stock am Hoftor. Ein starker, zügiger Akazienstock, der in Don Camillos Händen außerordentlich leistungsfähig war.

Niemand hält in dieser Art von Regen lange durch; bald sprangen die Kerle, übersät von blauen Flecken und pflaumengroßen Beulen, auf ihre Motorräder und stoben davon, indem sie zurückriefen: »Wir sehen uns noch!«

Allerdings nicht alle sieben: Das Teufelsmädchen war ungerührt an einen Torpfosten gelehnt stehengeblieben und rauchte gelassen eine Zigarette.

Don Camillo, nun in Schwung gekommen, näherte sich drohend dem frechen Ding, um auch ihm den entsprechenden Anteil zu verabreichen.

Das Mädchen geriet nicht aus der Fassung, und als Don Camillo vor ihm stand, sagte es lächelnd: »Hallo, Onkelchen!«

Don Camillo blieb stehen und musterte den Fratz. Anständig angezogen wäre es ein hübsches Mädchen zwischen achtzehn und zwanzig Jahren gewesen, aber mit dieser wilden roten Mähne, mit diesen angemalten Augen und diesem unzüchtigen Miniröcklein war es einfach abscheulich.

»Wer bist du, schamloses Ding? Aus welchem Freudenhaus bist du entsprungen?« bellte Don Camillo.

»Ich komme aus dem Hause deiner Schwester Giuseppina und bin deine Nichte Cat«, antwortete sie.

»Ich habe keine Nichte, die Cat heißt!« wehrte sich Don Camillo laut.

»Natürlich nicht, mein Taufname ist Elisabeth«, erklärte die Schamlose mit einem Lächeln, das nach Ohrfeigen schrie. »Aber die Jungen nennen mich Cat. Koseform von Caterpillar, weil ich, wenn ich in Aktion trete, ärger als ein Bulldozer bin.«

Don Camillo entdeckte in diesem Gesicht tatsächlich bekannte Züge, und sein Zorn wuchs.

»Und du«, schrie er sie an, »du, meine Nichte, du, meiner Schwester Tochter, du wolltest, daß deine halbstarken Freunde mich prügeln und mich in Unterhosen dastehen ließen?«

»Höflichkeit gegen Höflichkeit: Hast du nicht letzte Woche zu meiner Mutter gesagt, sie brauche sich nicht um mich zu sorgen, du seist ganz sicher, daß du mich in kurzer Zeit in die sanfteste und demütigste ›Marientochter‹ verwandeln könntest? Glaubst du das immer noch, oder soll ich lieber gleich auf mein Motorrad hüpfen und in die Stadt fahren, um mein Mütterchen zu trösten?«

Don Camillo umklammerte den Akazienstecken mit der Faust, doch das kleine Luder blickte ihm dreist in die Augen.

»Anselma!« brüllte Don Camillo.

Anselma war die Frau des Glöckners. Eigentlich müßte man eher sagen, der Mann des Glöckners, denn sie gehörte zu den Frauen, die wie Panzerwagen aussehen und die einen, wenn sie eine Ohrfeige verabreichen, glatt die eigene Adresse vergessen lassen.

»Ich darf sie nicht verhauen«, erklärte Don Camillo der Anselma, als sie herauskam.

»Ich hingegen darf«, erwiderte der Panzerwagen, der vom Fenster aus alles mit angesehen hatte.

Sie packte das Mädchen an der Schulter und meinte: »Sie hat eine kleine Generalüberholung nötig, Hochwürden. Ich bringe sie in Ordnung und liefere sie Ihnen in ein paar Tagen wieder ab.«

Das Mädchen ließ sich nicht einschüchtern. »Wenn Sie es wagen, Hand an mich zu legen, garantiere ich für nichts, was dann passiert!« drohte es.

»Keine Angst, Kleine«, beruhigte die Anselma. »Die Hände würden mich reuen. Dir versohle ich den Hintern mit dem Brotbrett.«

»Ausgezeichnet!« lobte Don Camillo. »Ich glaube, das ist wirklich die einzige Methode, diesem Ungeheuer beizubringen, wie man sich aufführt.«

Das Mädchen versuchte sich loszureißen, doch Anselma bewegte sich nicht um einen Millimeter von der Stelle.

»Ihr Name ist Anselma«, belehrte Don Camillo Cat, »aber alle nennen sie El. Koseform von Elefant. Ich rate dir, zuerst einmal den Rock um mindestens einen halben Meter zu verlängern.«

»Niemals!« schrie Cat wütend.

»Macht nichts«, grinste Don Camillo. »Dann werden wir dir einfach die Beine um einen halben Meter kürzen.«

## **Viertes Kapitel**

# **Eine Nachtmusik, die niemanden schlafen läßt**

*Mit Don Camillos Nichte ist der leibhaftige Teufel ins Pfarrhaus eingezogen.*

*Damit nicht genug, steigt er auch noch auf den Kirchturm, um Unheil anzurichten – und dadurch kommt Veleno wieder zu seinen Haaren.*

Gott zahlt wirklich nicht nur am Samstag. Diesmal zahlte er auch am Montag: Cat erwies sich als ein wahres Strafgericht Gottes, und Don Camillo begriff nun, warum seine abgerackerte verwitwete Schwester ihn beschworen hatte, dem Mädchen, das auf die schiefe Bahn geraten war, den Kopf zurechtzusetzen.

Cat legte schon gleich am Abend ihrer Ankunft Anselma gegenüber die Karten auf den Tisch.

»Es ist vollkommen unnütz, daß ihr mich wie eine Gefangene behandelt und Fenster und Türen verriegelt. Ich habe nicht die geringste Absicht, durchzubrennen. Im Gegenteil, der Pfaffe soll mich kniefällig bitten, wegzugehen!«

»Kindchen«, warnte Anselma, »du weißt nicht, was du sagst. Denk dran, daß dein Onkel, als es hier heiß zuging, furchtlos ganzen Horden von entfesselten Kommunisten entgegengetreten ist.«

»Uh! Die Kommunisten!« höhnte Cat. »Harmlose Narren, genau wie die Priester, die Faschisten, die Liberalen, die Sozialisten, die Spießer, die Soldaten, die Polizisten et cetera. Lauter wandelnde Leichen. Wir Jungen sind die Herren der Welt, und keine Macht kann uns aufhalten!«

»Auch der Herrgott nicht?«

»Der Herrgott!« lachte Cat. »Der ist doch tot.«

Anselma, die sich als Frau des Glöckners als direkte Untergebene Gottes betrachtete, war entrüstet. »Wenn du meine Tochter wärst«, sagte sie zähneknirschend, »würde ich dir eine herunterhauen. Da du es aber nicht bist, macht es zwei.«

Wie gewisse Explosionsmotoren, neigte auch Anselma zu Frühzündungen: Als sie das Wort »zwei« aussprach, waren die beiden Ohrfeigen bereits beim Empfänger eingetroffen.

»Das wird dir helfen, besser zu schlafen«, erklärte Anselma.

»Euch hingegen wird es den Schlaf austreiben!« drohte Cat und ging die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer.

Cat war eine Prophetin. Um zwei Uhr nachts wurden alle Kirchenglocken mit Hämtern angeschlagen, und das ganze Dorf war auf den Beinen. Auch Don Camillo fuhr aus dem Bett, und kaum war er im Erdgeschoß angelangt, stand Anselma vor ihm und sah aus wie eine allegorische Figur der Demütigung.

»Was zum Donnerwetter ist denn passiert?« schrie Don Camillo.

Hilflos hob Anselma die Arme. »Passiert ist, Hochwürden, daß das Bodenfenster auf das Pfarrhausdach hinausgeht, und vom Pfarrhausdach kann ein Verrückter aufs Kirchendach gelangen und durch die runde Luke in den Glockenturm schlüpfen.«

»Ja, und?«

»Und? Und da Ihre Nichte eine Verrückte ist, vergnügt sie sich jetzt dort oben, nachdem sie alle Falltreppen aufgezogen und alle Klappen blockiert hat.«

Inzwischen waren die Leute näher gekommen. Peppone trat vor: »Hochwürden, entweder macht Ihr diesem Unfug ein Ende, oder ich ergreife entsprechende Maßnahmen!«

»Ergreif sie nur, Genosse Bürgermeister«, antwortete Don Camillo. »Falls du einen Helikopter hast, nimm ihn heraus und mach vorwärts!«

Cat begann die Sache Spaß zu machen. Jetzt hatte sie den Mechanismus des Glockenspiels entdeckt und läutete im Beat-Rhythmus, wobei sie sich selber mit unmenschlichen Schreien begleitete. Als Smilzo dieses Gebrüll hörte, grinste er: »Das muß des Pfarrers Liebchen sein, das zum Kaffee läutet!«

Don Camillo duldete keine Witze dieser Art und packte Smilzo bei der Brust, aber Peppone griff ein.

»Hochwürden, Ihr werdet nicht bestreiten wollen, daß dies hier das Gekreisch einer Frau ist!«

»Es ist das Heulen eines Tigers!« rief Don Camillo erbost. »Was habe ich bloß verbrochen, daß mir diese Nervensäge ins Haus schneien mußte?«

Da mischte sich auch noch Brusco ein: »Ah, Hochwürden! Dann ist es wohl diese komische Nichte von Euch, die gestern nachmittag mit ihren Freundchen hergekommen ist und Euch in den Unterhosen sehen wollte!«

Peppone und seine Kumpane wollten sich ausschütten vor Lachen, und inzwischen bimmelte Cat immer wilder drauflos.

»Herr!« ätzte Don Camillo, »wie bringt man sie nur zum Schweigen?«

Der liebe Gott hatte ein Einsehen. Der Glöckner näherte sich Don Camillo und meldete leise, es wünschte ihn jemand oben auf dem Dachboden zu sprechen.

Es war tatsächlich jemand dort, ein männliches Wesen, das aussah wie einem Comic strip entsprungen: schwarzer Overall, schwarze Handschuhe und eine schwarze Schneekapuze ließen einzig die Augen frei.

»Hochwürden«, sagte die Spukfigur, »laßt mich das machen.«

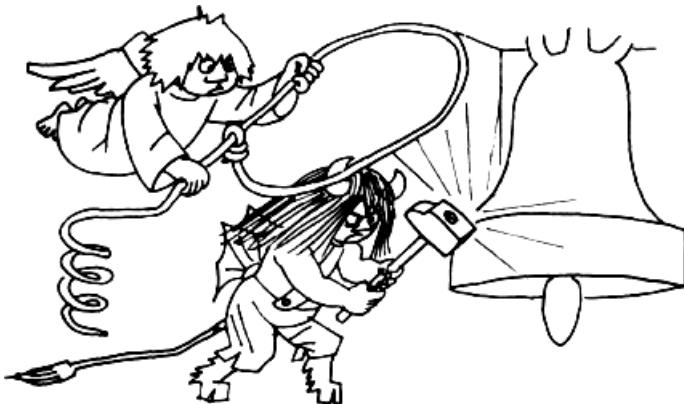
»Veleno!« rief Don Camillo erstaunt aus. »Wie siehst du denn aus?!«

»Ich muß die Farbe der Nacht haben«, antwortete der Bursche. »Im übrigen will ich nicht, daß man mich kahlköpfig

sieht.«

»Und das Militär?«

»Tauglich«, erwiderte Veleno.



»Sie hat alle Leitern aufgezogen und die Luken versperrt«, sagte Don Camillo bekümmert, »wie willst du es anstellen, dort hinaufzugelangen?«

»Wenn der Draht des Blitzableiters hinaufkommt, komme ich auch hinauf.«

»Nein! Das ist zu gefährlich.«

Veleno lachte: »Gefährlich für einen Priester, aber nicht für mich.«

Er stieg aus dem Fenster, das auf das Pfarrhausdach führte, erreichte das Kirchendach, und schon hing er an der Erdung des Blitzableiters. Gleich darauf verschluckte ihn die Nacht.

»Herr!« jammerte Don Camillo und fiel auf die Knie, »steh ihm bei!«

»Don Camillo«, antwortete die ferne Stimme Christi, »irre ich mich, oder hast du gesagt, das sei kein Schäflein aus deiner Herde?«

»Nein, Herr, Ihr irrt Euch nicht: *ich* habe mich geirrt. Aber laßt Euch jetzt um Gottes willen nicht ablenken! Haltet Eure

Hand über seinem Haupt!«

»Und wenn er abrutscht – wie soll ich ihn dann an den Haaren auffangen und retten, nachdem du sie ihm abrasiert hast?«

Don Camillo schwitzte vor Angst, und inzwischen erklang das infernalische Gebimmel noch immer.

Mit einem Schlag aber verstummte es.

Don Camillo stürzte hinunter und lief ins Erdgeschoß des Glockenturmes hinüber: Oben hörte man es rumpeln; die Falltüren der verschiedenen Stockwerke öffneten sich nacheinander, und die Leitern wurden heruntergelassen. Zuletzt ging auch die unterste Klappe auf, die Stiege senkte sich herab, und dann erschien Veleno mit einem Bündel unter dem Arm.

Und das Bündel war Cat.

Um sie besser manövriieren zu können, hatte Veleno sie mit einem ausgehängten Glockenseil verschnürt; außerdem hatte er ihr mit einem seiner schwarzen Lederhandschuhe den Mund gestopft.

Als Veleno unten ankam, überreichte er Don Camillo das Bündel, der aber zog entsetzt seine Hände zurück und rief: »Wirf sie dort in die Ecke!«

Dann brüllte er nach Anselma, die im Laufschritt herbeieilte.

»Räum diese Schweinerei weg!« befahl Don Camillo und deutete auf das Mädchen. »Und sag den Leuten, die Vorstellung sei beendet, sie könnten wieder zu Bett gehen.«

Der Handstreich war anstrengend gewesen, so daß Veleno dankbar ein paar Gläser Wein genehmigte.

Sie saßen allein in der Stube des Pfarrhauses, und Veleno hatte die Schneekapuze abgenommen, um seinen kahlen Schädel ein wenig zu lüften.

Don Camillo hätte zu gern die Einzelheiten des Abenteuers erfahren, doch Veleno winkte ab: »Hochwürden, lassen wir das

und reden wir von ernsteren Dingen. Ihr habt Euch die Pest ins Haus geholt. Diese Kröte kenne ich!«

»Wo hast du sie denn kennengelernt?«

»In Castelletto, vor zwei Monaten. Sie war mit den Skorpionen dort, einer Bande von Stadtluummeln. Sie waren nach Castelletto gekommen, um alles über den Haufen zu werfen, aber Castelletto gehört zu unserem Revier, so haben wir ihnen Saures gegeben, und sie mußten mit geschlagenen Köpfen abziehen. Die sechs, die gestern das Mädchen hergebracht haben, sind die Rädelsführer der Bande. Ihr habt sie verhauen, und das werden sie Euch nicht verzeihen. Die kommen wieder.«

»Wennschon«, brummte Don Camillo. »Akazienstecken stehen noch ein paar im Holzschuppen herum.«

Veleno schüttelte den Kopf. »Ich habe einen Spitzel in der Stadt, und der hat mich angerufen und gesagt, daß die Skorpione eine Großexpedition im Sinn haben. Sie wollen vollzählig hier erscheinen, alles kurz und klein schlagen und das Mädchen mit Gewalt befreien.«

»Sollen sie kommen«, knurrte Don Camillo. »Wir lassen sie von den Carabinieri in Empfang nehmen..«

»Hochwürden, da ist nichts zu machen: Die kommen, wenn man sie am wenigsten erwartet. Es sind ihrer fünfzig und gut organisiert. Sie wissen, daß die Carabinieri nicht auf sie schießen dürfen, und so werden sie ihren Streich ungehindert durchführen.«

Veleno schäumte vor Wut und ging wie ein gereizter Löwe in der Stube auf und ab.

»Warum nur«, brach er los und pflanzte sich vor Don Camillo auf, »warum nur habt Ihr mich geschoren?«

»Was haben denn deine Haare mit diesen Gangstern zu tun?«

»Und ob sie damit zu tun haben! Wenn ich meine Haare noch hätte, könnte ich meine ganze Bande organisieren und den

Skorpione einen Vollservice bieten! Ihr müßt nämlich wissen, daß wir unsere eigenen Methoden haben und solche Dinge ohne Tragödien untereinander abmachen. Ach, hätte ich doch bloß meine Haare noch!«

»Die Haare!« lachte Don Camillo. »So ein Blödsinn!«

»Ich kann mich unmöglich mit diesem Kahlkopf vor meinen Leuten blicken lassen. Das ist Ehrensache, eine Prestigefrage.«

»Ein Mann bleibt ein Mann, ganz gleich, wie lang seine Haare sind.«

»Hochwürden, dann könnte ich auch sagen, ein Priester bleibt ein Priester, ganz gleich, was er für ein Kleid anhat. Aber was würde geschehen, wenn Ihr in Unterhosen die Messe lesen wolltet?«

»Lappalien!«

»Jawohl, Lappalien, aber als dieses Biest gestern schrie, daß man Euch bis auf die Unterhosen ausziehen sollte, habt Ihr ganz schön getobt!«

»Ach was«, wehrte Don Camillo ab. »Jedenfalls ist es besser so. Wir vermeiden damit wenigstens einen Zusammenstoß zwischen euren beiden Banden.«

»Ja, aber das könnt Ihr nicht vermeiden, daß irgendeiner aus dem Dorf, um sich gegen die Skorpione zu verteidigen, das Gewehr hervor nimmt und schießt! Hochwürden: Wenn ein Boxer mit den Fäusten auf einen gewöhnlichen kleinen Mann losgeht, dann wehrt sich der, indem er schießt, und auf einmal gibt es Tote! Wenn aber zwei Boxer der gleichen Kategorie einander verhauen, dann gibt es einfach einen Boxmatch, und keiner stirbt daran. Das wollte ich nur sagen.«

Don Camillo mochte nicht länger diskutieren. Er kramte in einer Schreibtischschublade und zog einen Umschlag heraus, den er Veleno hinstreckte.

»Mailand«, sagte er, »ist nicht weit von hier. Und in Mailand

bekommt man alles. Samson wurde von Dalila zugrunde gerichtet, weil er nicht nach Mailand gehen konnte. Du hingegen kannst.«

Um drei Uhr zwanzig rief Michele Bottazzi, genannt Veleno, »okay«, wie es bei der heutigen Jugend Sitte ist, zog sich die Schneekapuze wieder über den Kopf, ging hinaus und verschwand in der Nacht.

Cat blieb zwei Tage in Arrest. Am Donnerstagabend gegen sechs Uhr ließ Anselma sie im kleinen Hinterhof des Pfarrhauses laufen, wo Don Camillo im Liegestuhl die schattige Kühle genoß.

Die kleine Missetäterin trug keinen Minirock mehr, sondern war in ein bodenlanges, schwarzes, hochgeschlossenes Gewand gepackt, dessen Ärmel zwanzig Zentimeter über ihre Fingerspitzen hinunterhingen. Sie hatte sich außerdem mit einem großen schwarzen Schal den Kopf bedeckt und das ungeschminkte Gesicht mit Mehl weißgepudert. So sah sie aus wie die Landwirtschaftskrise persönlich.

»Recht so, Onkelchen?« fragte sie in fröhlichem Ton, während sie sich eine Zigarette anzündete.

»Nein«, entgegnete Don Camillo ruhig, »die Zigarette paßt nicht: Ein Typ wie du müßte Stumpen rauchen. Aber setz dich nur.«

Cat wollte, daß die Leute, die auf der Straße vorübergingen, sie in diesem Aufzug sahen, und antwortete deshalb, sie bleibe lieber stehen.

Und die Leute, die sie sahen, lachten schadenfroh.

Alle wußten genau, was das Mädchen auf dem Kirchturm getrieben hatte. Im übrigen hatte Peppone gestern abend im Gemeinderat daran erinnert, wie Busseto seinerzeit die Ausbildung Giuseppe Verdiss finanziert hatte, und gefragt, ob es

nicht angebracht wäre, die Nichte des hochwürdigen Herrn Pfarrers, die bei der öffentlichen Aufführung ihres Glockenkonzerteres eine solche Musikbegabung an den Tag gelegt hatte, auf Gemeindekosten studieren zu lassen.

Die Leute gingen also immer wieder an Don Camillos Gärtchen vorüber und lachten, aber mit einem Mal hörte man starke Motoren heranbrausen, und alle drängten sich auf dem Gehsteig zusammen.

Gleich darauf erschienen, in Paradeformation zu zweien hintereinander, sechs Motorradmähnenlöwen in ihren schwarzen Lederjacken und dann, abgesondert und in gebührendem Abstand von der Gesamtmannschaft gefolgt, auf seinem starken 1000-ccm-Motorrad mit dem ziernägel- und fransengeschmückten Lederzeug der Chef, die mächtige Brust bis zum Zerplatzen gebläht und eng von einem schwarzen Mieder umschlossen, das auf dem Rücken den hellen Totenkopf und die Aufschrift »Veleno« trug. Sein Auge schleuderte Blitze, und sein langes, glänzendes weiches Haar wogte im Winde.

Veleno sah majestatisch, ja monumental aus, und Cat riß die Augen weit auf, als sie ihn erblickte.

»Der verfluchte Halunke!« sagte sie in wildem Zorn. »Der soll mir für die Geschichte in Castelletto und für die Schurkerei kürzlich in der Nacht büßen!«

»Kind«, riet ihr Don Camillo lächelnd, »versuch dich lieber von ihm fernzuhalten. Dieser Kerl ist imstande, dir eine halbe Flasche Lebertran auf einmal einzugeben.«

»Ihr kennt mich schlecht!« gab Cat wütend zurück. »Ihr könnt euch nicht einmal vorstellen, was es bedeutet, sich gegen die Skorpione zu stellen. Diese verlausten Haare werde ich ihm einzeln ausreißen! Den will ich vor Wut und Schmerzen heulen hören!«

»Was schwerhalten dürfte«, murmelte Don Camillo vergnügt, wenn auch nicht allzusehr, denn er dachte daran, wieviel ihn

Velenos Perücke gekostet hatte.

Cat hatte ihre Ruhe völlig verloren; sie drehte Don Camillo den Rücken und ging entschlossen auf das Tor zu, das zum Hof des Glöckners hinüberführte. Dabei vergaß sie allerdings, daß der Saum ihres Kleides auf dem Boden nachschleifte, und plumpste bäuchlings in den Hortensienbusch.

»Die Liebe zu Blumen ist ein Zeichen für ein freundliches Gemüt«, bemerkte Don Camillo laut.

## **Fünftes Kapitel**

### **Der Keller ist wichtiger als das Dach**

*In zwanzig Jahren ist viel Wasser den Po hinuntergeflossen – einer aber hat das nicht begriffen, weil er, statt mit dem eigenen Kopf vernünftig zu denken, mit dem Kopf Maos unvernünftig denkt.*

*So kehrt die Vergangenheit noch einmal zurück, doch Don Camillo fängt sie an der Türschwelle ab.*

Don Camillo verlebte keine frohen Tage. Als wäre es an Cat noch nicht genug, vergällte ihm auch der junge Priester, den die Kurie ihm geschickt hatte, mit seiner Neuerungssucht das Leben. Es war daher nur natürlich, daß Don Camillo den größten Teil seiner freien Zeit in dem verlassenen Haus verbrachte, das er mit Gottes und, in gewissem Sinne, Garibaldis Hilfe erworben hatte.

In der Kapelle hatte er den alten Altar mit dem großen Christus am Kreuz, den heiligen Antonius und all den andern Krimskrams aufgestellt, den der reformatorische Eifer Don Francescos aus der Pfarrkirche vertrieben hatte. Don Camillo interessierte an sich nur die Kapelle, doch diese war ein fester Bestandteil des ehemaligen Herrenhauses, das massiv und dauerhaft gebaut war, allerdings aber ein sehr schadhaftes Dach hatte.

So saß denn Don Camillo, wenn er nicht gerade in der Kapelle mit seinem Christus Zwiesprache hielt, oben auf dem Dach und besserte Latten und Ziegel aus.

Da geschah es, daß er eines Nachmittags von dort oben sah, wie ein Lieferwagen gefahren kam und vor dem rostigen Gittertor des von Brennesseln überwucherten Gartens anhielt. Ihm entstiegen Peppone, Brusco und Smilzo, die, wie man deutlich erkannte, keineswegs darauf gefaßt waren, Don Camillo

hier anzutreffen.

Der erste, der ihn bemerkte, war Smilzo. Der gab Alarm, indem er Peppone zuschrie: »Chef, was für ein großer Vogel ist das dort auf dem First?«

Peppone blickte hinauf und antwortete mit Stentorstimme: »Eine schwarze Krähe. Eine Rasse, die Gott sei Dank im Aussterben begriffen ist!«

Ein Ziegel, der vom Himmel fiel, streifte ihn und brach zu seinen Füßen in tausend Stücke. Peppone sprang einen Schritt zurück.

»He, Hochwürden!« schrie er erbost. »Was sind denn das für Scherze?«

»Oh, entschuldigen Sie, Genosse Bürgermeister!« rief Don Camillo vom Dach hinab. »Ich hatte Sie mit dem ›Henker‹ verwechselt. Das kommt davon, daß ihr alle gleich seid, ihr Genossen!«

Das war nun eine arge Bosheit von Don Camillo, denn zwischen dem Genossen Giuseppe Bottazzi, genannt Peppone, und dem Genossen Egisto Smorgagnino, genannt Boia (Henker), bestand weder äußerlich noch innerlich die geringste Ähnlichkeit.

Der ›Henker‹ war nach Kriegsende als ein Held ins Dorf zurückgekehrt und auf Grund seiner heroischen Vergangenheit als Untergrundkämpfer praktisch das geistige Oberhaupt aller Roten gewesen.

Bald darauf war diese Vergangenheit allerdings als sehr viel weniger heldenhaft beurteilt worden: Der ›Henker‹, der sich diesen Namen mit der stattlichen Zahl von ihm persönlich ins Jenseits beförderter Menschen verdient hatte, wurde als Mörder zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Da hatte er sich düngemacht und hinter dem Eisernen Vorhang Zuflucht

genommen. Vor einiger Zeit war er begnadigt worden, ohne auch nur eine Minute seiner Strafe abgesessen zu haben, und war fett wie ein gemästetes Schwein und voller Arroganz ins Dorf heimgekehrt.

Diese Geschichte hatte Peppone und seinen Genossen gar nicht gefallen, und als ein großes Tier vom Verband zu Peppone gesagt hatte, am Soundsovielen würde der ›Henker‹ im Dorf ankommen, es gelte also, einen festlichen Empfang für ihn zu organisieren und vor allen Dingen für einen angemessenen Schutzdienst besorgt zu sein, hatte Peppone erwidert: »Freilich! Ich werde den Carabinieri sagen, sie sollen ihn gut im Auge behalten, damit er nicht noch mehr Leute umlegen kann.«

Und angesichts der Sachlage hatte das große Tier nicht weiter darauf beharrt. Trotzdem waren am Tage der Ankunft des Begnadigten alle Mauern im Ort tapeziert mit Plakaten voll Lohbudeleien und Willkommensgrüßen. Und dem Wagen des ›Henkers‹ folgte ein langer Zug von Autos, die mit Menschen und mit roten Tüchern beladen waren. Sogar ein Lastwagen war dabei mit einer Blasmusik, die die alten roten Streitlieder spielte.

Damit hatte allerdings Peppone nichts zu tun: das Ganze war vom Ehepaar Bognoni und den ›Chinesen‹ von La Rocca organisiert worden. Der Umzug hatte sich durch die verlassenen Straßen des Dorfes bewegt und war auf der Piazza stehengeblieben. Hier hatten die Eheleute Bognoni, die mit dem ›Henker‹ zusammen auf den Lastwagen gestiegen waren, hochtönende Willkommensbotschaften an den heldenmütigen Genossen gerichtet, der den Geist des Partisanen- und Proletarierkampfes in die Bassa zurückbrachte. Wobei sie nicht vergaßen, die ›verbürgerlichten‹ und ›verkrämerten‹ Genossen zu erwähnen.

An diesem Punkt befahl Peppone, der sich das mit seinem Stab zusammen vom Saal des Rathauses aus angehört hatte: »Gigiola, fang an!«

Gigiòla, Chef der Polizeiwache, war einer der ›harten Männer‹ des Untergrundkrieges gewesen und hatte das noch nicht vergessen. Er stieg, gefolgt von seinen vier Polizisten, auf den Platz hinunter und begann, Bußenzettel unter die Scheibenwischer aller Wagen des Umzuges zu klemmen. Angefangen, versteht sich, bei demjenigen des ›Henkers‹.

Vom Lastwagen herunter sah das der Gefeierte, sprang herunter und stellte sich Gigiòla drohend in den Weg.

»Genosse Gigiòla!« rief er. »Kennst du mich nicht mehr?«

»Im Dienst kenne ich niemanden«, entgegnete dieser. »Wenn Sie so gut sein wollen, es macht tausend Lire. Hier ist Parken verboten.«

Der ›Henker‹, dem Fett und Haß aus allen Poren drangen, zahlte und sagte: »Ich werde dorthin gehen, wo den nichtverbürgerlichten Genossen der Aufenthalt erlaubt ist.«

In der Tat ging er, gefolgt vom ganzen ›Chinesen‹-Klüngel, nach La Rocca, wo er sich häuslich niederließ und das geistige Oberhaupt der autonomen kommunistischen Sektion wurde.

So standen die Dinge. Und darum war es reine Bosheit, zu behaupten, Peppone und der ›Henker‹ sähen sich ähnlich. Don Camillo aber ärgerte sich ganz einfach, Peppone & Co. um sein Haus herumstreichen zu sehen.

Wozu waren sie wohl hergekommen? Um einen Priester auf dem Dach zu sehen?

Sie konnte nicht zufällig vorübergekommen sein, denn um hierher zu gelangen, mußte man eine lange Privatstraße benützen, die genau vor der Gittertür des Brennesselparkes endete. Sie waren in übler Absicht gekommen, das bewies auch die Tatsache, daß sie so unangenehm berührt waren, als sie merkten, daß das Haus nicht verlassen war.

»Hochwürden«, rief Peppone, »wollt Ihr uns nicht einladen, ins Haus zu kommen?«

»Ich bin nicht in der Lage, zu empfangen«, bedauerte Don Camillo. »Wie Ihr seht, habe ich die Maurer im Haus.«

»Ich sehe bloß einen Priester auf dem Dach«, höhnte Smilzo.  
»Und das ist kein schöner Anblick.«

»Wenn du einen kleinen Moment wartest, will ich versuchen, ihn mit etwas Musik zu verbessern«, erwiderte Don Camillo, ergriff einen Ziegel und machte Miene, ihn Smilzo an den Kopf zu werfen.

»Jetzt, wo er eine armselige Hütte gekauft hat, spielt er sich gleich als Burgherr auf!« schimpfte Smilzo und sprang rückwärts.

Murrend kletterten sie in den Lieferwagen und fuhren davon.

Als es dämmerte, stieg Don Camillo vom Dach herunter und ging, um sich mit Christus auszusprechen.

»Herr, Welch böse Absichten mögen die wohl hergetrieben haben?«

»Don Camillo, nicht immer werden die Menschen in ihren Handlungen von bösen Absichten getrieben.«

»Herr, das Haus war seit Jahren leer. Warum sind sie gerade jetzt gekommen, da das Haus mir gehört? Es ist doch klar, daß sie etwas gegen mich im Schilde führen.«

»Don Camillo«, wies ihn Christus zurecht, »warum nimmst du dich so wichtig? Wenn sich unversehens dieser Boden unter deinen Füßen auftäte, würdest du dann auch glauben, eine vor dreihundert Jahren erbaute Decke hätte genau diesen Augenblick abgewartet, um dir zuleide einzubrechen?«

»Gewiß nicht, Herr. Aber diese Gefahr besteht ja auch gar nicht, denn unter diesem Fußboden ist nichts als feste Erde.«

Don Camillo stampfte, um dieser Behauptung Nachdruck zu verleihen, ein paarmal mit seinen Riesenfüßen auf den Backsteinboden und hörte einen fernen Widerhall – da drunter war nicht Erde, sondern ein Hohlraum!

Es war lächerlich anzunehmen, unter einer Kapelle, zu der vor knapp zweihundert Jahren der Flügel eines Herrenhauses umgebaut worden war, befindet sich eine Krypta. Logischer war die Vermutung, auch unter diesem Raum, wie unter dem übrigen Haus, liege ein Keller.

Er hatte seine Taschenlampe bei sich und ging hinunter, um die Kellerräume, in denen alter Plunder vermoderte, zu inspizieren. An der starken Hauptwand, die die Kapelle vom übrigen Haus trennte, lag ein großer Haufen Faßdauben, und als Don Camillo diese wegschob, fand er ein Mauerviereck, das sich, obwohl es sorgfältig getarnt war, als neuere Konstruktion erwies. Mit einem Balken als Rammbock brachte Don Camillo das Mauerstück, das den Weg zu einer schmalen Tür versperrte, zum Einstürzen und befand sich gleich darauf unter der Kapelle.

Und hier, sachgemäß eingefettet und in Ölpapier verpackt, lagen neunzig Maschinengewehre, achtzig Pistolen und ein ganzer Berg luftdicht verschlossener, mit Munition vollgestopfter Metallkassetten.

Wie in vielen alten Herrenhäusern, die nach dem Vorbild der früheren Burgen gebaut worden waren, gab es auch in diesem Keller einen tiefen Senkbrunnen, der längst nicht mehr benutzt wurde, in dem aber noch viel schwarzes, fauliges Wasser stand.

Es war eine unerhört mühevoll Arbeit, doch Don Camillo schaffte es im Verlauf von zwei guten Stunden, Waffen und Munition im Brunnen zu versenken, sowie, um das Werk zu vollenden, ein paar Tonnen Schutt darüber zu schichten, die er im Untergeschoß zusammengesucht hatte. Das schwarze Wasser verschlang alles und deckte alles wieder zu. Um sich flinker bewegen zu können, hatte Don Camillo in Unterhosen und Leibchen gearbeitet. Als er fertig war, ging er wieder nach oben, wusch sich, zog sich an, ließ sich auf ein altes Kanapee fallen und versank sogleich im Abgrund eines tiefen Schlafes.

Kurz nach Mitternacht erwachte er: Es waren Leute im Haus.

Drei Individuen, die laut miteinander redeten, weil sie mit Sicherheit annahmen, es sei niemand da.

Es war unvermeidlich, daß Don Camillo, nachdem er mit liebevoller Sorgfalt eines der Maschinengewehre gereinigt hatte, um herauszufinden, was es sei, dieses vergessen hatte mit den andern in den Brunnen zu werfen. Und genau in die Mündung des unsympathischen Gerätes starrten die drei, als Don Camillo ihnen mit angezündeter Taschenlampe den Weg vertrat.



»Oh!« rief Don Camillo aus. »Der Herr Bürgermeister! Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?«

Peppone hatte keine Zeit, zu antworten, weil in diesem Augenblick noch mehr Leute anrückten. Und zwar nicht durch die Tür, wie Peppone und Genossen, sondern durch ein Fenster des Erdgeschosses. Sie machten ungeniert Lärm, als sie das Fenstergitter aus dem Rahmen schlugen.

Don Camillo knipste die Taschenlampe aus und verzog sich in einen Winkel.

Auch dieser zweite Ansturm bestand aus drei Mann, und auch sie unterhielten sich seelenruhig mit lauter Stimme.

»Die Ware ist noch im Keller unter der Kapelle«, erklärte einer der drei. »Ich habe gestern nachgesehen. Wir müssen

das Zeug in zweiunddreißig Minuten heraufschaffen, denn in zweiunddreißig Minuten kommt Gino mit dem Traktor und dem Anhänger voll Tomatenkisten. Es ist ja Tomatenzeit, und die Straßen wimmeln von Bauernwagen, die die Tomaten in die Fabriken bringen. Wenn der Junge kommt, muß alles zum Aufladen auf der Straße bereitstehen.«

Sie stiegen in den Keller hinunter, kamen aber schon nach wenigen Minuten fuchsteufelswild zurück.

»Chef«, sagte einer von ihnen, »man hat uns alles geklaut!«

»Das kann nur dieser Verräter Peppone gewesen sein! Er war der einzige außer mir, der das Versteck kannte. Aber den werde ich zum Singen bringen, diesen... Jetzt müssen wir aber laufen und dem Jungen Bescheid sagen, daß er mit dem Traktor und den Tomaten nicht herkommen soll!«

»O nein«, sagte Don Camillo, zündete die Taschenlampe wieder an und trat vor, während Peppone und seine Leute noch in ihrem Winkel blieben.

»Hör auf mich, Henker, und laß die Tomaten hierherkommen. Eine Spazierfahrt an der frischen Luft wird ihnen ausnehmend gut bekommen.«

Der ›Henker‹ starre wie gebannt auf Don Camillos Maschinengewehr.

»Hast du gesehen, Henker, wie ich darauf achtgebe?« fragte Don Camillo. »Auf die übrigen desgleichen. Geh du nur ruhig nach La Rocca zurück: Wenn Mao dir befiehlt, die proletarische Revolution zu starten, brauchst du nur zu mir zu kommen und die Waffen abzuholen.«

Der ›Henker‹, dick wie ein Schwein, schwitzte wieder Fett und Haß um und um, und Don Camillo empfand Mitleid. »Ihr könnt gehen«, sagte er und geleitete sie zur Tür.

Der ›Henker‹ trat als erster in die kühle Sternennacht hinaus, worauf ein atomarer Fußtritt Don Camillos ihm behilflich war,

die zwölf Stufen der Freitreppe in einem einzigen Satz zu nehmen.

»Dieser Stempel fehlte noch bei deiner Begnadigung«, erläuterte Don Camillo. »Jetzt kannst du getrost zirkulieren, bis der Herrgott dich zur Hölle schickt.«

Auch die andern beiden Teilhaber erhielten die gleiche Wegzehrung, so daß alle drei mit heißem Hinterteil nach La Rocca zurückkehrten.

Als die Spedition der drei Pakete erledigt war, nahm Don Camillo den Kontakt mit den Männern der ersten Schicht wieder auf.

»Wenn die Geschichte herauskäme, würde sie die halbe Welt zum Lachen bringen«, erklärte er ruhig. »Aber ich bin ein Egoist und will allein lachen. Binnen einer Woche muß das Dach in Ordnung gebracht sein, Genosse Bottazzi! Der Genosse Smilzo hat recht: Ein Priester auf dem Dach ist kein schöner Anblick.«

»Ihr werdet doch wohl nicht verlangen, daß *ich* aufs Dach steige!« empörte sich Peppone.

»Aber nein! Genosse Brusco ist Baumeister und kann aufs Dach schicken, wen er mag. Hauptsache, du zahlst, Genosse.«

»Das ist eine gemeine Erpressung!« protestierte Peppone und bemühte sich, ein fürchterlich böses Gesicht zu schneiden, was ihm aber nicht ganz gelang, da ja alles in allem die Sache sehr gut abgelaufen war.

## **Sechstes Kapitel**

### **Cum grano salis**

*Alles möchte der neue, allzu ungeduldige Priester umstürzen.  
Don Camillo hat seine liebe Not, den glühenden Eifer des  
Jünglings zu bremsen.*

*Inzwischen schmiedet die boshafte Cat ihre Ränke, doch  
Veleno schläft nicht, und den Eindringlingen ergeht es wie dem,  
der andern eine Grube gräbt.*

Der progressistische Priester, den die Kurie geschickt hatte, um Don Camillo ins richtige Fahrwasser zu bringen, hieß zwar Don Francesco, war aber von den Leuten im Dorf wegen seiner dünnen, nervösen Gestalt, wegen seiner unpriesterlich enganliegenden Jacke und seines übereifrigen Getues auf ›Don Chichì‹ umgetauft worden. Ein Übername, der gar nichts Besonderes bedeutet und trotzdem den Nagel genau auf den Kopf trifft.

Nachdem die Kirche äußerlich entmystifiziert war, hatte Don Chichì seine Offensive in die Tiefe verlegt, und zwar mit einer Reihe von Predigten, die eine einzige glühende Anklage gegen die Schlechtigkeit und die Schuld der Reichen war.

Zahlreiche Gemeindeglieder begannen der Messe fernzubleiben, und als Don Camillo einmal dem alten Piletti begegnete, fragte er ihn, warum er sich in der Kirche nicht mehr blicken lasse.

»Ich«, antwortete dieser, »habe mein Lebtag ehrlich gearbeitet, um zu dem zu kommen, was ich heute besitze. Es ist mir zu dumm, in die Kirche zu gehen, nur um mich von Don Chichì beschimpfen zu lassen.«

»In die Kirche geht man nicht aus Achtung vor dem Priester, sondern aus Achtung vor Gott. Und wer nicht in die Kirche geht, tut Gott ein Unrecht an, nicht dem Priester.«

»Gewiß, Hochwürden: Mein Verstand begreift das wohl, aber meine Galle nicht.«

Das war zwar keine großartige Argumentation, hatte jedoch eine gewisse Logik, und nachdem der Fahnenflüchtigen immer mehr wurden, sprach Don Camillo mit dem jungen Priester darüber.

»Es steht geschrieben, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht als ein Reicher durch die Pforte des Himmelreiches«, erwiderte großspurig Don Chichì. »Die Kirchenpforte darf nicht breiter sein als die des Paradieses. Gott hat die Welt geschaffen, damit sie allen Menschen gehöre, und der Reiche ist nur darum reich, weil er die andern bestohlen hat. Wenn es keine Reichen gäbe, gäbe es auch keine Armen, genauso wie es ohne Diebe keine Beraubten gäbe. Der Reiche ist ein Dieb, und deshalb ist es absolut richtig zu sagen: Eigentum ist Diebstahl. Die Kirche Christi ist die Kirche der Armen, weil den Armen allein das Himmelreich gehört.«

»Armut ist ein Unglück, nicht ein Verdienst«, entgegnete Don Camillo. »Arm zu sein genügt noch nicht, um gerecht zu sein. Und es ist nicht wahr, daß die Armen nur Rechte und die Reichen ausschließlich Pflichten haben. Abgesehen davon vertreiben Sie auch Leute aus der Kirche, die gar nicht reich sind. Ihr Feldzug gegen den Krieg zum Beispiel ist an sich richtig; aber man darf deswegen nicht alle, die ihn mitgemacht und dabei vielleicht ihre Gesundheit oder gar das Leben verloren haben, als Verbrecher behandeln.«

»Wer tötet, ist ein Mörder!« rief Don Chichì. »Es gibt weder gerechte noch heilige Kriege. Jeder Krieg ist unrecht und teuflisch! Gottes Gebot sagt ›Du sollst nicht töten‹, ›Du sollst deine Feinde lieben‹. Hochwürden – die Stunde der Wahrheit ist gekommen, da man die Dinge beim Namen nennen, das Brot Brot und den Wein Wein heißen muß!«

»Gefährlich, das Brot Brot und den Wein Wein zu heißen an

einem Ort, wo Brot und Wein der Leib und das Blut Jesu sind!« murkte Don Camillo starrköpfig.

Don Chichì betrachtete ihn mit dem Ausdruck aufrichtigen Mitleids. »Don Camillo! Die Kirche ist ein Schiff, das jahrhundertelang vor Anker gelegen hat. Jetzt aber muß es die Anker lichten und wieder aufs Meer hinaus! Und es muß die Mannschaft erneuern: sich erbarmungslos der schlechten Matrosen entledigen und den Kurs auf das andere Ufer nehmen. Dort wird das Schiff die neuen Kräfte finden, um seine Mannschaft zu verjüngen. Dies ist die Stunde des Dialoges, Hochwürden!«

Don Camillo zuckte mit den Schultern: »Vor zwanzig Jahren, als Sie Ihre ersten Worte stammelten, schlug ich mich schon mit den Kommunisten herum.«

»Ich rede nicht von Rechthaberei, von Unnachgiebigkeit und Gewalttätigkeit!« schrie Don Chichì. »Ich rede von Dialog, von Koexistenz.«

»Streiten ist der einzige mögliche Dialog mit den Kommunisten«, antwortete Don Camillo. »Nach zwanzig Jahren Streit sind wir hier alle noch am Leben: Ich sehe keine bessere Koexistenz als das. Die Kommunisten bringen mir ihre Kinder zur Taufe und heiraten vor dem Altar, während ich ihnen, wie allen andern, einzig das Recht zugestehe, den Geboten Gottes zu gehorchen. Meine Kirche ist nicht das große Schiff, von dem Sie schwatzen, sondern nur eine arme kleine Barke – und doch bin ich damit immer von einem Ufer zum andern gesegelt. Heute sind Sie der Steuermann, und ich lasse Sie gewähren, weil es mir so befohlen wurde; aber ich rate Ihnen, das Gleichgewicht nicht allzusehr zu gefährden: Sie entfernen viele Männer der alten Besatzung, um am andern Ufer neue einzuschiffen – geben Sie acht, daß Sie nicht die alten verlieren, ohne die neuen zu finden. Erinnern Sie sich an die Geschichte von den beiden Mönchlein, die auf die kleinen, häßlichen Äpfelchen pinkelten, weil sie sicher waren, daß die großen, prächtigen nachkommen

würden, und wie die armen Tröpfe dann die kleinen häßlichen essen mußten?«

»Die alten Witze über Mönche haben ausgespielt«, lachte Don Chichì. »Der gute Sämann wirft den Samen nicht auf die Erde, bevor er sie vom Unkraut befreit hat.«

Don Camillo war ein armer Landpfarrer, hatte im Gegensatz zu Don Chichì nur wenige Bücher gelesen und las noch weniger Zeitungen. Darum verstand er, abgesehen von den liturgischen Neuerungen, nicht recht, was denn das für eine neue Straße sein sollte, die die Kirche einschlug. Er konnte es schon darum nicht verstehen, weil er bereits seit zwanzig Jahren und als erster von allen von sich aus auf eben dieser neuen Straße marschierte, was ihn mehr als einmal in die größten Schwierigkeiten gebracht hatte. So war es verständlich, daß er nichts für diesen Grünschnabel übrig hatte, der hergekommen war, um ihn das Priesteramt zu lehren, und weiter nichts fertigbrachte, als ihm die Kirche zu leeren.

*Sic stantibus rebus* betrat Piletti das Pfarrhaus.

»Meine Tochter heiratet«, sagte Piletti. »Aber sie soll getraut werden, wie meine Frau und ich, meine Mutter und mein Vater getraut worden sind: vor dem gleichen Altar und nach dem alten Brauch.«

»Ihre Tochter wird getraut werden, wie es die Kirche festgelegt hat!« gab ihm Don Chichì angriffslustig zur Antwort. »Merken Sie sich, Herr Piletti: Das hier ist kein Laden, wo man sich aussucht, was einem am besten gefällt. Und merken Sie sich auch, daß vor Gott Ihr Geld nichts gilt!«

»Für meine Tochter und ihren Zukünftigen gilt es etwas«, gab Piletti schroff zurück. »Wenn die beiden also wollen, daß ich mein Geld für die Mitgift herausrücke, werden sie vor dem Bürgermeister heiraten müssen.«

Don Chichì sprang auf die Füße. »Wenn das Ihr christlicher Glaube ist«, zeterte er, »ist es für die Kirche ein gutes Geschäft,

einen Christen wie Sie zu verlieren!«

»Während es für die Kirche kein gutes Geschäft ist, Priester wie Sie zu finden«, entgegnete Piletti und wandte sich zur Tür.

Don Camillo hatte kein Wort gesagt, aber als Piletti draußen war, seufzte er: »Das ist die erste Ziviltrauung, die in meiner Pfarrgemeinde vollzogen wird.«

»Und deshalb«, rief Don Chichì aus, »hätte man sich vielleicht die Erpressung dieses Schurken gefallen lassen sollen?«

»Er ist kein Schurke, und er verlangte nichts, was gegen Gottes Gebote verstößen würde.«

»Die Kirche muß sich erneuern!« eiferte das Priesterlein. »Sie wissen wohl überhaupt nichts darüber, was auf dem Konzil beraten wurde?«

»Doch, ich habe davon gelesen«, antwortete Don Camillo. »Aber das alles ist zu hoch für mich. Ich kann nicht weiter gehen als Christus: Christus sprach schlicht und klar, er gebrauchte keine schwierigen Ausdrücke, sondern nur die einfachen Worte, die alle kennen.«

»Sie belieben zu scherzen, Hochwürden!« antwortete der junge Priester. »Es steht doch außer Zweifel, daß Christus, wenn er heute wieder auf die Welt käme, anders spräche als damals.«

»Nein«, behauptete Don Camillo bestimmt. »Sonst würden ihn die armen Ungebildeten wie ich nicht verstehen.«

»Don Camillo, die Wahrheit ist, daß Sie nicht verstehen wollen!«

»Ich verstehe nur Tatsachen. Und für mich ist die Ziviltrauung von Pilettis Tochter eine viel wichtigere Tatsache als alle gelehrten Reden. Eine Ziviltrauung ist eine Niederlage der Kirche, eine Kränkung Gottes. Und das gerade jetzt, wo das wirkliche Problem darin liegt, daß die Kirche sich gegen die Welt öffnet und die Welt findet, die zum größten Teil ungläubig

ist. Millionen von Menschen haben keinen Glauben mehr. Das ist das einzige, was ich von alledem, was über das Konzil gesagt wurde, begriffen habe. Und es ist das wichtigste, denn der Papst selber hat es gesagt.«

Don Chichì breitete die Arme aus. »Ohne die Episode überschätzen zu wollen«, meinte er, »teile ich Ihre Meinung, daß es besser wäre, diese Ziviltrauung fände nicht statt. Wollen Sie die beiden nicht in Ihrer Kapelle trauen? Die ist privat, und alles wäre, wie es sich gehört.«

»Das ist etwas, das gründlich überlegt sein will«, antwortete Don Camillo.

In Wirklichkeit überlegte er es sich auch nicht eine Sekunde lang, denn es war ja genau das, was er sich erträumte. Und tatsächlich heiratete Pilettis Tochter in Don Camillos Kirchlein, und es kamen so viele Leute, daß sie nicht nur die Kapelle, sondern auch den Garten füllten, und es waren all jene dabei, die Don Chichì aus der Kirche vertrieben hatte; das war für Don Camillo ein großer Trost.

Ein Trost, den er äußerst nötig hatte, denn seine gräßliche Nichte verbitterte ihm das Leben von Tag zu Tag mehr.

Cat, Kurzform für Caterpillar – wer der Nichte Don Camillos diesen Kosenamen angehängt hatte, kannte das Mädchen auf jeden Fall nur oberflächlich; auch der tückischste Bulldozer konnte nicht halb soviel Unheil anrichten wie dieser Weibsteufel.

Anselma hatte klare Ansichten und gewichtige Hände, und es war für sie eine Kleinigkeit, Cat den unteren Rücken zu klopfen. Das änderte indessen die Lage keineswegs.

»Ich werde Euch alles mit Zinsen zurückzahlen«, sagte Cat jedesmal. Dann mußte Anselma lachen – aber sie hätte nicht gelacht, wenn sie sich hätte vorstellen können, was das Mädchen ausbrütete. Veleno hatte sich nicht geirrt, und die Sache trug

sich an einem ganz gewöhnlichen, sonnigen und schläfrigen Wochentagsnachmittag zu.

Das Dorf war still; auf der Piazza glühten Stühle und Tischchen der Cafés leer in der Sonne. In Korbstühlen saßen die Ladenbesitzer vor ihren Geschäften unter den Lauben, die Beine weit von sich gestreckt, und hielten ihr Mittagsschlafchen. In den Bars und Wirtshäusern hockten die üblichen paar Alten in stummer Zwiesprache mit ihrem Gläschen Rotwein.

Es war wie 1965, als ein Wirbelsturm über das Land herfiel: Von einem Augenblick zum andern brach die Hölle los. Dreißig Skorpione in schwarzen Jacken stürmten auf ihren donnernden Motorrädern die Piazza.

Sie waren fünfzig Mann stark von der Stadt aufgebrochen, dann hatten an einem bestimmten Punkt zwanzig die Straße nach Castelletto eingeschlagen, während die andern sich hinter einer Hecke versteckten.

In Castelletto angekommen, hatten die zwanzig den kleinen Vorort überfallen und alles, was nicht niet- und nagelfest war, zerschlagen. Der Wachtmeister und vier der sechs Carabinieri, denen die Sicherheit des ganzen Gemeindegebietes anvertraut war, eilten nach Castelletto und ließen in der Polizeikaserne des Hauptortes nur den üblichen Wachposten und den Gefreiten zurück. Daraufhin hatte die dreißigköpfige Hauptgruppe der Skorpione sich auf den wehrlosen Ort gestürzt.

Es waren dreißig entfesselte Rowdies, und nachdem sie mit einer Art rasenden Karussells die Tische und Stühle auf der *Piazza* zertrümmert hatten, sprangen sie von den Motorrädern und begannen die Ladengeschäfte zu verwüsten; wer sich ihnen in den Weg zu stellen versuchte, wurde grausam verprügelt.

Inzwischen gelangte eine ausgewählte Kerntruppe über Nebenstraßen zum Pfarrhaus. Sobald Cat, die alles telefonisch organisiert hatte, das Motorengeräusch hörte, trat sie unter die Tür des Glöcknerhauses. »Kommt herein«, befahl sie der wilden

Horde, »bevor ihr mich raubt, müßt ihr mir helfen, etwas zu regeln.«

Anselma schließt im ersten Stock und hatte glücklicherweise ihre Tür mit der Sicherheitskette verriegelt. Die Skorpione waren zu viert, und die Tür vermochte ihren kräftigen Schultern nicht lange standzuhalten. Cat war die erste, die eindrang; sie hielt das Brotbrett mit beiden Händen umklammert, deutete auf Anselma, die in eine Bluse schlüpfte, um sich wenigstens die Schultern zu bedecken, und gebot:

»Haltet sie fest, während ich das Konto ausgleiche.«

Anselma wehrte sich wie eine Löwin, aber die vier Burschen hatten sie bald überwältigt und hielten sie bäuchlings auf dem Bett fest.

Cat hob das Brett. »Du sollst drei Jahre lang nicht mehr sitzen können«, tobte sie. »Weder du noch dein Pfaffe, denn dem werde ich es ebenfalls besorgen!«

Dann geschah alles in einem Augenblick: Eine Hand, so groß wie eine Schaufel, krallte sich in ihren Haaren fest, während eine zweite Hand ihr das Brotbrett entriß. Veleno war mit acht Mitgliedern seiner ländlichen Pilzkopfbande eingetroffen. Die vier Skorpione, die mit Anselma beschäftigt waren, wurden mit Leichtigkeit überwältigt.

Es machte ziemlich Mühe, den ersten der vier städtischen Tunichtgute aus dem Fenster zu werfen, bei den andern drei war es dann nur noch eine Kleinigkeit.

Die alten Häuser in der Bassa sind klein, und ein Sturz aus dem ersten Stock ist nichts Schlimmes. Zudem waren die vier ja »harte Männer« und brachen sich bei der Landung lediglich ein paar nebensächliche Knochen.

»Anselma«, sagte Veleno, »wir müssen nun gehen. Traut Ihr es Euch zu, diese Rotznase allein zu bewachen?«

»Geht nur ruhig«, versicherte Anselma. »Ich werde sie mir

schon zurechtstutzen.«

Auf der Piazza setzten sich die Skorpione gegen die Bande der ländlichen Rebellen tüchtig zur Wehr, aber die Ankunft Velenos und der andern acht Kerle besiegelte ihre vollständige Niederlage.

Veleno war ein Junge von gesundem Menschenverstand, und als er bemerkte, daß das Fassungsvermögen der Skorpione an Schlägen erschöpft war, sagte er zu den Seinen: »Wenn wir so weitermachen, müssen wir sie nach Hause tragen. Es wäre besser, sie könnten noch selber gehen. Lassen wir sie also laufen!«

Die Skorpione stiegen mühsam auf ihre Motorräder und brausten davon wie aus der Kanone geschossen.

Das rechtzeitige Eingreifen Velenos und seiner ländlichen Bande hatte die Männer des Dorfes, die sich in aller Hast zusammengetan hatten, um die Eindringlinge zurückzuschlagen, überzeugt, daß sie sich besser nicht einmischten. Ohne ein kleines Andenken aber wollten sie die Skorpione denn doch nicht ziehen lassen.

Die Skorpione pflegten beim Fahren ihre Oberkörper tief über die Benzinbehälter zu senken wie die Rennfahrer, und all diese in die Luft gereckten Hinterteile reizten dazu, sie mit ein paar Salven Spatzenmunition zu bestreichen. Doch das Oberhaupt der erbosten Männer verstand, wenn auch nur oberflächlich, ein paar Worte Latein und sprach:

»Nein, Genossen. Kein Blei. Man muß *cum grano salis* handeln.«

Daraufhin wurden die Patronen mit Salzkörnern gefüllt.

Wer je seine Sitzfläche mit Salz gespickt bekommen hat, versichert, man kehre nur höchst ungern in ein Dorf zurück, wo Andenken solcher Art verteilt werden.

Die sechsundzwanzig städtischen Popos wurden also, als sie

am Dorfrand in die Schußlinie kamen, gebührend gesalzen. Nur sechsundzwanzig, denn die vier Häuptlinge, die Veleno und die Seinen aus dem Fenster geworfen hatten, waren halb betäubt im Gemüsegarten des Glöckners liegegeblieben. Peppone nahm sich ihrer an, und eben als er mit Hilfe von Smilzo, Brusco und Bigio die vier ramponierten Skorpione auf einen Lastwagen lud, um sie samt ihren Motorrädern den Carabinieri zur Aufbewahrung zu übergeben, kam Don Camillo daher, der den Nachmittag in seinem abgelegenen Haus im Grünen verbracht hatte und von allem nichts wußte.

»Was sind das für Strolche?« fragte er.

»Fremde, Hochwürden«, erklärte Peppone. »Dank Eurer liebenswürdigen Nichte haben wir neuerdings großen Touristenverkehr. Sie ist ein tüchtiges Mädchen, Don Camillo. Ihr solltet sie mir einmal vorstellen!«

»Verdrehte Nichtsnutze kennt sie so schon genug«, knurrte Don Camillo.



## **Siebentes Kapitel**

### **O Rache, furchtbare Rache!**

*Don Chichì, von sich selber allzu überzeugt, fährt drein wie ein Panzer, stößt aber schließlich mit einem starrköpfigen Toten zusammen, der ihm den Schlaf raubt.*

*Don Camillo ist froh, daß Cat Vernunft angenommen hat – in Wirklichkeit ist das Mädchen schlimmer als je.*

Die Angriffslust des jungen Priesters entvölkerte die Kirche immer mehr, und wie Don Camillo leicht hatte voraussehen können, kamen die Leute vom andern Ufer, sosehr man sie umschmeichelte, nicht herbei, um die Lücken zu füllen.

Und doch gab Don Chichì auf die Vorhaltungen Don Camillos immer noch ruhig zur Antwort, der gute Sämann müsse, ehe er den Samen auswerfe, die Erde vom Unkraut befreien.

»Der gute Sämann«, wandte Don Camillo ein, »prüft auch, bevor er den Samen auswirft, ob nicht der Boden schlecht ist.«

»Schlechten Boden gibt es nicht!« behauptete der Priester. »Ein dünner Wasserstrahl genügt, um selbst aus ödem Wüstensand üppiges Gras sprießen zu lassen. Hier liegt der Irrtum der traditionellen Kirche: daß sie die Welt in Gute und Schlechte einteilt. Gerade in diesen trockenen Boden will die erneuerte Kirche ihren guten Samen streuen, nachdem sie ihn mit ihrem Schweiß, mit ihren Tränen, wenn es sein muß mit ihrem Blut fruchtbar gemacht hat! Ich werde Christus zu den Verstoßenen am Rande der Gesellschaft tragen: zu den menschlichen Ruinen, die betteln müssen, zu den Sünderinnen, die sich um ein Stück Brot feilbieten, zu den unglückseligen verführten und sitzengelassenen Mädchen, die die heuchlerische Gesellschaft von sich stößt, indem sie die Mauer der Verachtung um sie errichtet!«

»Ah, ich verstehe«, sagte Don Camillo. »Sie haben also die Absicht, Ihr Tätigkeitsfeld an einen andern Ort zu verlegen.«

»Wie kommen Sie auf so etwas?«

»Weil es die Ware, die Sie suchen, hier nicht gibt«, erklärte Don Camillo. »Bettler trifft man zwar hie und da, aber das sind Professionals, die an den Markttagen mit dem Postauto oder mit der Bahn herkommen. Was die Sünderinnen betrifft, so gibt es sie hier wie überall in der Welt, aber als Beruf üben sie es nicht aus.«

»Wollen Sie vielleicht behaupten, es gebe auch keine ledigen Mütter?« fragte Don Chichì sehr sarkastisch.

»O doch, sogar mehrere.«

»Dann werde ich Christus zu diesen armen Unglücklichen bringen!«

In diesem Augenblick trat die alte Desolina mit der Post ein.

»Sie können gleich mit Ihrer Arbeit beginnen«, sagte Don Camillo zu dem jungen Priester. »Die Desolina ist nämlich eine dieser armen Unglückseligens, denen Sie Christus bringen wollen.«

»Unglückselig ist der selber«, maulte Desolina und deutete mit einer Kopfbewegung auf Don Chichì. »Und was Christus angeht, so weiß ich, wo er zu finden ist, ohne daß ich diesen ZugehPriester dazu brauche.«

Don Chichì war furchtbar beleidigt. »So also«, schrie er Desolina an, »so redet eine Sünderin mit einem Diener Gottes, anstatt sich zu demütigen?«

»Sünderin können Sie zu Ihrer Schwester sagen«, gab die Frau angriffslustig zurück. »Mit sechzehn Jahren habe ich einen Sohn bekommen und ihn mit meiner ehrlichen Arbeit großgezogen, und als er eine eigene Familie hatte, habe ich ihm geholfen, seine Kinder großzuziehen. Jetzt, wo der Älteste dieser Jungen ein acht Monate altes Kind hat, ziehe ich auch das

auf und finde daneben noch Zeit, ein paar Stunden im Pfarrhaus zu arbeiten. Mir scheint, ich habe mich in den zweitundsechzig Jahren meines Lebens genug gedemütigt!«

Mit stolz erhobenem Kopf ging Desolina hinaus, und Don Camillo erklärte dem eifrigen Jüngling: »Das ist natürlich ein Extremfall einer ledigen Mutter, die zugleich ledige Großmutter und ledige Urgroßmutter ist. Aber es gibt auch viele Normalfälle. Unglücklicherweise sind es lauter Mädchen, die bei ihren Eltern leben und die man besser in Ruhe läßt; sie haben nämlich handfeste Väter und Brüder, die keine Sympathie für jemanden aufbringen, der die Nase in ihre Familienangelegenheiten steckt.«

»In was für ein verwildertes Dorf bin ich denn hier geraten?« zeterte Don Chichì.

Don Camillo breitete die Arme aus. »Es bleibt Ihnen wohl nichts anderes übrig, als den lieben Gott zu bitten, daß er ein paar zerlumpete Bettler, verlorene Frauenzimmer und von der Gesellschaft verstoßene ledige Mütter auch zu uns schickt.«

»Sie bringen mich nicht von meinem Wege ab, Hochwürden«, beharrte Don Chichì. »Verderbnis und Ungerechtigkeit gibt es hier so gut wie überall, auch wenn die Heuchelei sie unter ihrem schändlichen Mantel verbirgt!«

»Nur zu!« ermunterte Don Camillo. »Wer sucht, der findet.«

Don Chichì suchte und fand.

Draußen auf jenem Streifen fetter Erde, der am rechten Ufer des Po in der Sonne schmort, haben die Landbewohner herausgefunden, daß es eigentlich eine überflüssige Plackerei ist, selber Brot zu backen und Teigwaren herzustellen oder einen Gemüsegarten zu halten, und kaufen alles fertig, manchmal sogar den Wein. Giosuè war noch der einzige, der einen Garten mit ein paar Obstbäumen und zwei Reihen Muskatellerreben besaß, und so fuhr er mit seinem wackeligen, von einem altersschwachen Gaul gezogenen Wägelchen auf die Landgüter

und verkaufte Früchte und Gemüse.

Don Chichì begegnete ihm an einem heißen Mittsommernachmittag auf der Landstraße, als er – bis zum Knie im Schlamm stehend – das Wägelchen wieder auf die Straße zu bekommen versuchte, das mit dem rechten Rad in den Graben abgerutscht war.

Don Chichì stieg aus seinem roten Sportwagen, packte mit an und begann ein Gespräch.

»Wie alt seid Ihr, Großvater?«

»Siebenundachtzig.«

»Und da müßt Ihr immer noch arbeiten, um leben zu können?«

»Nein – ich muß noch leben, um arbeiten zu können.«

Don Chichì war entrüstet. »Das ist schändlich! Ihr habt ein Recht darauf, Euch zur Ruhe zu setzen!«

»Das eilt nicht. Ausruhen kann ich, wenn ich tot bin.«

»Nein, das müßt Ihr jetzt! Die Gesellschaft hat die Pflicht, für Euren Unterhalt zu sorgen.«

»Ich kann sehr gut für mich selber sorgen, junger Mann!«

»Ihr sollt mich nicht junger Mann nennen: Ich bin der Hilfspfarrer.«

»Ein Priester? Ihr? In diesen Kleidern?«

»Die Kleider sind doch nicht wichtig!«

»O doch. Genauso wichtig wie der Hut für die Alpini und die Bersaglieri. Ich habe den Ersten Weltkrieg mitgemacht und kenne mich aus.«

»Das ist Unsinn, Großvater! Aber sicher ist, daß die Gesellschaft Euch etwas schuldig ist und es Euch bezahlen muß.«

»Die Gesellschaft hat mir immer bezahlt, was ich ihr gegeben habe. Sorgt Ihr lieber für Euch selber, junger Mann!« sagte

Giosuè und gab dem Pferdchen die Peitsche; es begriff sogleich, daß es sich Mühe geben mußte, und legte den reinsten Grandprix-Start hin.

Don Chichì war jetzt in Schwung, und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er lief spornstreichs zum Bürgermeister und erklärte ihm, es sei eine Schande, einen armen alten Mann von siebenundachtzig Jahren in diesem Zustand herumlaufen zu lassen. »Eines Tages wird man den Ärmsten tot am Straßenrand finden, und dann habt Ihr ihn umgebracht!«

»Ich?« murte Peppone.

»Nicht Sie persönlich, aber die Gemeinde, die Sie vertreten.«

Don Chichì war ein sehr beredter Mann und begrub Peppone förmlich unter einer Lawine schwerer Anklagen, so daß dieser zuletzt bat: »Hochwürden, sagen *Sie* mir, was ich machen muß.«

»Es ist doch ein Altersheim im Dorf: lassen Sie ihn dort unterbringen.«

»Giosuè ist ein alter Dickschädel, ich wüßte nicht, wie ich ihm das beibringen sollte.«

»Dann lassen Sie ihn eben behördlich einweisen, ehe es zu spät ist!«

Peppone versprach, die Sache an die Hand zu nehmen, und der Zufall wollte es, daß man den alten Giosuè ein paar Tage später bewußtlos auf seinem Gefährt fand, das an einem Kanalufer stillstand. Peppone nützte die Gelegenheit und ließ den Greis ins Altersheim überführen, ein Landhaus mit großem Garten, das etwa einen Kilometer außerhalb des Dorfes lag.

Don Chichì erfuhr es sogleich und eilte triumphierend zu Don Camillo, um ihm die ganze Geschichte zu erzählen.

»Das ist die größte Dummheit, die Sie überhaupt machen konnten«, erwiderte Don Camillo sehr schroff.

»Hochwürden, man hat ihn sterbend aufgelesen!«

»Dummes Zeug! Er hatte ganz einfach ein paar Gläser

getrunken und war von der Hitze benommen. Das geht ihm im Sommer immer so. Morgen früh gehe ich und befreie ihn.«

Don Chichì blähte seinen kümmerlichen Brustkasten auf: »Daran werde ich Sie hindern, Don Camillo! Wenn es sein muß, mit Gewalt!«

»Mit der öffentlichen Gewalt, nehme ich an«, grinste Don Camillo. »Mit Ihrer privaten würden Sie es wirklich nicht schaffen.«

Don Camillo konnte Giosuè nicht befreien, denn Giosuè befreite sich selbst. Als sein Schwips verraucht war und er merkte, daß er im Altersheim war, kletterte Giosuè – noch in derselben Nacht – über die Einfriedungsmauer. Unglücklicherweise landete er drüben kopfvoran, doch gelang es ihm, sich bis zum Friedhof zu schleppen. Und dort fand man ihn am andern Morgen steif und tot vor dem Eingang einer kleinen Grabkapelle im dritten Quergang.

»Es ist seine eigene Grabkapelle«, erklärte Don Camillo seinem Hilfspfarrer. »Giosuè arbeitete nur dafür weiter, sie vollenden zu können. Er sagte: ›Ich will wie ein Herr in der eigenen Kapelle begraben sein, mit meiner Frau zusammen, und solange ich sie nicht fertiggebaut habe, kann ich nicht sterben.‹«

»Das sind doch Dummheiten!« rief Don Chichì aus. »Vor dem Tod sind wir alle gleich. Was spielt das Grab für eine Rolle? Man wird ein Gesetz schaffen müssen, das einen Einheitstyp des Grabes und einen Einheitstyp des Begräbnisses vorschreibt. Giosuè war ein kindischer, im Aberglauben befangener Greis. Ich habe nur zu seinem Besten gehandelt.«

»Ihrer Ansicht nach ist es also besser, man stirbt vor Wut als Gefangener in einem Armenhaus, als frei und glücklich von der eigenen Hände Arbeit zu leben?«

»Alte Leute haben die Pflicht, sich zur Ruhe zu setzen!« beharrte der Priester.

»Mir scheint, sie haben auch das Recht, zu leben«, knurrte

Don Camillo.

Es vergingen ein paar Tage, und man sprach nicht mehr von Giosuè: der Tod eines siebenundachtzigjährigen Mannes erregt kein großes Aufsehen. Es war der gekreuzigte Christus, der auf die Angelegenheit zurückkam. »Don Camillo«, sagte er, »hörst du nicht, wie dieser arme kleine Priester jede Nacht in seinem Zimmer hin- und herläuft?«

»Nein, Herr – ich tue, als hörte ich es nicht.«

»Und es gelingt dir, dein Gewissen zu täuschen?«

»Nein, Herr. Aber es scheint mir einfach nicht recht, wie er um jeden Preis das Schlechte finden will, auch wo es gar nicht ist, und wie er alles und jedes umstürzen will!«

»Don Camillo, auch ich war ein Revolutionär.«

»Herr, dieser Vergleich hinkt aber!«

»Warum läßt du dann den armen Jungen am Kreuze leiden?«

Also nahm sich Don Camillo den armen Jungen vor. »Ihr Aussehen gefällt mir gar nicht«, sagte er zu ihm. »Gehen Sie zum Arzt und lassen Sie sich ein Beruhigungsmittel verschreiben.«

»Keine Pille wird es mir ersparen können, jede Nacht diesen alten Mann vor mir zu sehen. Was will er bloß von mir?«

»Wahrscheinlich, daß Sie ihm helfen, sein Kapellchen fertigzubauen.«

Don Chichì hatte zu viele Bücher gelesen und erwiderte deshalb: »Wozu Geld hinausschmeißen für einen Toten, der nichts mehr nötig hat, wo so viele Lebende alles nötig haben?«

»Das müssen Sie nicht mir sagen – das müssen Sie dem alten Giosuè sagen, wenn er kommt und Sie belästigt.«

»Giosuè ist tot, und die Toten belästigen niemanden.«

»Erklären Sie ihm das. Bringt Sie ihm bei, daß er sich als Toter benehmen soll!«

Don Chichì mußte lachen; aber auch in dieser Nacht hörte Don Camillo ihn lange in seinem Zimmer auf und ab gehen.

Eines Morgens hielt Don Chichì nicht mehr an sich. »Woher soll man denn wissen, wie er seine verflixte Kapelle vollenden wollte?«

»Das ist ganz einfach«, antwortete Don Camillo. »Ich habe den Plan. Die Kapelle war ein Geheimnis zwischen Giosuè und mir. Er wollte allen eine Überraschung bereiten. Er sagte: ›Mit dem armen ratzekahlen Giosuè ist's aus, und wenn alle glauben, man werde ihn einfach in eine Grube werfen, ha, da sehen sie ihn in eine herrschaftliche Kapelle eingehen. Und weil er gern Gesellschaft hat, läßt Giosuè auch noch seine Frau nachkommen!‹ Es machte ihm Spaß, sich vorzustellen, was für Gesichter die Leute machen würden. Immer wenn er ein bißchen Geld beisammen hatte, brachte er es mir, und ich ließ die Arbeiten ausführen. Um alles fertigzustellen, brauche ich noch zweihundertfünfzigtausend Lire.«

Don Chichì betonte noch einmal, es wäre ja heller Wahnsinn, so viel Geld aus dem Fenster zu werfen. Dann verkaufte er seinen leuchtenden Sportwagen und begnügte sich mit einem Kleinstwagen aus zweiter Hand. Er beglich seine Schuld beim alten Giosuè und konnte endlich wieder schlafen.

Ihr sagt: »Märchen!«, ihr sagt: »Unsinn!« – ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was für starrköpfige Tote es dort unten gibt, in jenem Landstrich am Ufer des großen Stromes.

Es ist ein ganz besonderer Landstrich: flach, gleichförmig, und in seinem Himmel, der nirgends aufhört, ist für die Toten soviel Platz, wie sie wollen, während die Lebenden von diesem unermeßlichen Himmel erdrückt werden, unter dem sie sich noch kleiner vorkommen, als sie ohnehin schon sind.

Auch Cat wurde nach ihren heftigen rebellischen Taten ruhiger. Vielleicht war es eben jener Himmel, der sie zu einem Mädchen wie alle anderen machte.

Cat bekam daher stundenweise freien Ausgang, und sie nützte ihn nie aus, um etwas anzustellen. Es war klar zu erkennen, daß sie die Brücken zur Vergangenheit abgebrochen hatte.

Don Camillo barst fast vor Freude, und als am späten Nachmittag eines glühendheißen Augusttages Peppone und sein Stab den Kirchplatz überquerten, wo er ein wenig Schatten genoß, grüßte er den Genossen Bürgermeister vergnügt:

»Tag, Genosse! Wie geht's den herzigen Chineslein von La Rocca?«

Peppone und sein Gefolge blieben stehen.

»Ich kann mich nicht beklagen, Hochwürden«, antwortete Peppone. »Und Eure herzige Nichte? Man hört sie schon eine ganze Weile nicht mehr Kirchenglocken läuten.«

»Herr Bürgermeister«, sagte Don Camillo, »ich habe meiner Schwester versprochen, aus diesem Mädchen eine brave ›Marien Tochter‹ zu machen, und das ist mir sozusagen gelungen.«

»Ich gratuliere«, gab Peppone zurück. »Ich gratuliere Euch, Hochwürden. Nicht dem Mädchen – das hielt ich für intelligenter und witziger.«

»Chef«, unterbrach Smilzo. »Du kannst es dem Mädchen doch nicht als Schuld anrechnen, daß es einen Priester zum Onkel hat!«

»Da hast du recht«, gab Peppone zu. »Einen Priester zum Onkel zu haben ist ein großes Unglück.«

Don Camillo kribbelte es in der Nase. »Ihr betrachtet es als Unglück für eine solche Göre, einen Onkel zu haben, der sie einer Horde schamloser Halbstarker entreißt und zu den anständigen, zivilisierten Leuten zurückbringt?«

»Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt, Hochwürden: Ich wollte sagen, ein Mädchen kann sich auch anständig und gesittet aufführen, ohne deshalb in einem Rudel frömmelierischer alter

Jungfern mitzulaufen. Ich hoffe nur inständig, das arme Kind nie mit einem Kerzenstumpf in der Hand in der Prozession psalmodieren zu sehen.«

»Tut mir leid für Euch, Herr Bürgermeister, aber genau das werdet Ihr demnächst zu sehen bekommen. Und es wird ein prachtvoller Anblick sein.«

Peppone hob resigniert die Arme.

In diesem Augenblick hörte man auf der andern Seite des Platzes ein Getümmel, und dann erschien an der Einmündung der Straße, die zum Sportplatz führte, die Spitze eines langen Umzuges.

»Was geht hier vor?« fragte Don Camillo. »Ist die proletarische Revolution ausgebrochen?«

»Beruhigt Euch, Hochwürden«, sagte Peppone lachend, »wir haben keine Revolution mehr nötig, um an die Macht zu gelangen. Wir werden sie mit den Wahlen erreichen. Das dort sind die Leute, die vom Fest der *Unità* zurückkommen.«

Inzwischen war der Zug auf den Platz herausgekommen, und die Blechmusik, die ihn eröffnete, blies die ›Rote Fahne‹.

Das ganze Dorf war auf dem Platz und lief neben dem Zug her, der sich gegen die Kirche bewegte.

Hinter der Musik folgte, von einem Traktor gezogen, ein mit roten Tüchern behangter landwirtschaftlicher Lastanhänger. Auf dem Boden dieses Fahrzeuges war ein hohes Postament errichtet, dessen Stufen mit Girlanden aus roten Nelken geschmückt waren. Ganz oben prangte ein vergoldeter Thron, und an den Thron gelehnt stand ein Mädchen, elegant mit einem roten Umhang drapiert, der eine lange Schlepppe, aber auf der linken Seite einen so mörderischen Schlitz hatte, daß sich ein schöner Ausblick auf ein ganzes, vortrefflich geformtes Bein bot. Die Festkönigin trug auf dem Kopf eine blitzende, von Hammer und Sichel überragte Krone und schräg über der Brust eine breite Seidenschärpe mit der Aufschrift ›Miss Unità‹.



Es war ein begeisterndes Schauspiel, denn es handelte sich um ein wirklich reizendes Mädchen, dessen linkes Bein Gewähr bot für die Vorzüglichkeit alles dessen, was sich unter dem Umhang nur erraten ließ.

Am Rande des Kirchenvorplatzes angekommen, blieb der Traktor stehen, während die Musik »Bella ciao« anstimmte. Und dann stieg die Miss, nachdem sie die applaudierende Menge mit der erhobenen Faust gegrüßt hatte, majestatisch eine kleine, rot ausgeschlagene Treppe hinunter, die eine Gruppe von Burschen blitzschnell an den Lastanhänger gelehnt hatte.

Don Camillo stand wie vom Donner gerührt.

»Gar nicht übel für eine ›Marien Tochter‹«, bemerkte Peppone, der mit seinen Getreuen zusammen niederträchtigerweise an Don Camillo kleben geblieben war.

»Sicher«, fügte Smilzo bei, »es muß eine große Befriedigung sein für einen Pfarrer, wenn er sieht, wie seine Nichte mit Ehren überhäuft wird!«

Cat, ein lebendes Bild der Dreistigkeit, schritt in der Haltung eines Mannequins auf das Pfarrhaus zu, gefolgt von vier Galgengesichtern von Ehrendamen, die ihr die Schleppen trugen.

Als sie an Don Camillo vorüberkam, lächelte sie ihn an, hob die Faust zum Gruß und sagte: »Bye-bye, Onkelchen!«

Von Peppone & Co. blockiert, konnte Don Camillo keinen

Finger röhren. In seinen Augen jedoch stand eine so wilde Entschlossenheit, daß Cat einen Fußtritt in die Sitzfläche zu pflanzen, daß es das Mädchen merkte und mit einem kleinen Seitensprung auswich.

Im Haus des Glöckners angekommen, zeigte sich Cat auf dem Balkon des Obergeschosses, grüßte die jubelnde Menge mit der geballten Faust und warf Blumen und Kußhände hinunter.

Don Camillo keuchte; einen Augenblick lang glaubte er, ihn würde der Schlag treffen. Dann faßte er sich und sagte zu Peppone: »Genosse, das war eine große Gemeinheit von dir!«

»Noch lange nicht so groß wie die, mich mit Bognoni um die Wette schwimmen zu lassen! Übrigens dürft Ihr die große Genugtuung erleben, ein ganzes Jahr lang umsonst die *Unità* zu lesen. Zu den Preisen, die Eure Nichte gewonnen hat, gehört nämlich ein Jahresabonnement auf die *Unità*.«

»Ich werde sie Euch jeden Morgen ins Haus bringen«, versprach Smilzo.

Und er kam nur darum mit dem Leben davon, weil ein Blick, auch der eines wutentbrannten Priesters, nicht töten kann.

## **Achtes Kapitel**

### **Sie hatte keine Beat-Platte anstelle des Herzens**

*Dafür hatte Cat anstelle des Verstandes ein Pulverfaß, und ihre Gedanken waren Explosionen.*

*Das bekamen etliche Leute zu spüren.*

*Aber glücklicherweise gibt es auch für solche Typen einen Herrgott, und was wie eine Tragödie aussah, endete heiter mit einer Tracht Prügel.*

Von allen bösen Streichen, die die nichtsnutzige Cat ihm gespielt hatte, war der, sich zur ›Miss Unità‹ wählen zu lassen, wohl der schlimmste für den armen Don Camillo; die Sache setzte ihm so zu, daß der Arzt ihm eine Spritze geben mußte, um ihn zu beruhigen.

Er sah das Mädchen erst am folgenden Nachmittag wieder. »Das hättest du mir nicht antun dürfen!« schrie er sie wütend an. Und er ohrfeigte sie nur darum nicht, weil Don Chichì zugegen war.

»Und warum nicht?« fragte Cat frech. »Ich wußte, daß es Euch gewaltig ärgern würde, und ich bin überglücklich, daß es mir so gut gelungen ist.«

Smilzo hatte selbstverständlich die *Unità* unter der Tür des Pfarrhauses durchgeshoben, und Don Camillo pfefferte die Zeitung vor das Mädchen hin: »Da schau, was du angerichtet hast, du Miststück!« rief er. »Deine Mutter und deine Großmutter Celestina werden sich ja freuen, wenn sie diese Schweinerei sehen!«

»Meine Antike und die Mummelgreisin lesen die *Unità* nicht!« lachte Cat, während sie selbstgefällig die Photographie in der Zeitung bewunderte.

»Es wird sie ihnen schon jemand zeigen, darauf kannst du Gift nehmen!«

»Na und? Was ist schon dabei, wenn man bei einem Fest zur Schönheitskönigin gewählt wird? Übrigens waren die Leute reizend zu mir: ›Cat, die bildhübsche, überaus sympathische Nichte von Pfarrer Don Camillo, ist zur ›Miss Unità‹ proklamiert worden‹, und so weiter... ›Wie wird sich der Onkel freuen!‹ Wie Ihr seht, bin ich diskret gewesen: Ich habe nur meinen Übernamen angegeben und sie lediglich gebeten, darauf hinzuweisen, daß ich Eure heißgeliebte Nichte bin.«

»Das hätten sie auf jeden Fall geschrieben!« tobte Don Camillo.

Don Chichì begann zu lachen. »Don Camillo, warum regen Sie sich so auf? Man hat ja nicht Sie zur Schönheitskönigin gewählt! Im übrigen hat das Ganze etwas Entspannendes, das nützlich sein kann, um den Dialog zu beleben.«

»Junger Mann!« brüllte Don Camillo ihn an. »Wenn ich damals blöd genug war, dich aus den Händen der Freunde dieser Gans zu befreien, so kann ich dir jetzt geben, was ich dir erspart habe! Mach, daß du fortkommst, und dialogisiere, wo du willst!«

Don Chichì verkrümelte sich ohne einen Mucks, Cat aber kicherte: »Wie komisch, dieser Streit zwischen der großen und der kleinen Krähe!«

Da erinnerte sich Don Camillo an das fünfte Gebot, und das war ein Glück; aber um der Versuchung zu entfliehen, das Mädchen zu erwürgen, unternahm er einen Gang durch die Felder, und das war ein Unglück.

Wenig später nämlich lud ein Taxi vor dem Pfarrhaus die alte Celestina aus, Cats Großmutter väterlicherseits, die eilig in die Stube lief, wo Cat befriedigt noch einmal ihr Bild in der Zeitung betrachtete.

Die alte Celestina schien übergeschnappt zu sein; sie riß dem

Mädchen das Blatt aus der Hand und schrie erbost: »Du Kanaille! Ich habe dir immer geholfen, aber diesmal ist's aus! Das war eine Schandtat, dich von diesen Leuten zur Schönheitskönigin wählen zu lassen!«

»Ob diese oder jene, für mich sind sie genau gleich«, gab Cat lachend zurück. »Ich verstehe gar nicht, warum mein Großmütterchen sich so ereifert. Ich wollte doch nur der alten Krähe einen Streich spielen, und das ist mir auch gelungen!«

»Nein! Den Streich hast du deinem Vater gespielt!«

»Meinem Vater?« staunte Cat. »Was hat denn der damit zu tun?«

»Sie waren es, die ihn umgebracht haben! Und sein Mörder ist wieder hier, frei und triumphierend, ohne auch nur einen einzigen Tag im Gefängnis gesessen zu haben. Der wird sich schieflachen jetzt, der verdammte ›Henker‹, wenn er diese Photographie sieht!«

In diesem Augenblick kam Don Camillo herein, packte die alte Frau und schleppte sie gewaltsam hinaus, wo er sie schnell in das wartende Taxi schob. Aber es war schon zu spät.

Als er wieder in die Stube trat, saß Cat ruhig rauchend da.

»Was ist denn in die Alte gefahren?« fragte sie.

»Das hat sie dir ja bereits erklärt, und weiter ist nichts dazu zu sagen.«

»Warum hat mir das nie jemand gesagt?«

»Weil Kinder der Zukunft entgegengehen sollen, ohne die Last einer Vergangenheit nachschleppen zu müssen, die ihnen nicht gehört. Und dann auch, weil du genauso ein Wirrkopf bist wie er. Ja, noch viel schlimmer als er. Er handelte immer zuerst und dachte erst hinterher. Du handelst überhaupt bloß und denkst weder vorher noch nachher. Er war ein Mann, der sich vor nichts und niemandem fürchtete und immer sagte, was er dachte. Im Krieg war er Fallschirmspringer gewesen und hatte

es gelernt, die Gefahr zu verachten.«

»Wieso haben sie ihn umgebracht?«

Don Camillo breitete die Arme aus. »Kind, reden wir nicht mehr davon...«

»Zum Teufel mit dem Kind!« schnappte Cat. »Ich bin im Oktober sechsundvierzig geboren und werde also in ein paar Monaten zwanzig. Und wenn ich volljährig bin, werde ich es euch zeigen!«

»Ich glaube nicht, daß du noch größere Dummheiten machen kannst als die bisherigen. Auf jeden Fall ging es hier 1946 verteufelt heiß zu. Der Krieg war seit kurzem beendet. Der äußere Krieg, meine ich, denn der Bürgerkrieg ging noch weiter. Man maß dem Leben nur einen relativen Wert bei. Die Gemüter waren vergiftet vom Haß und von der Politik, und die Extremisten, die in der Schule der Gewalt herangewachsen waren, spielten sich als die Herren auf. Die Roten waren überzeugt, die Macht zu erobern, und mochten Leute nicht, die ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagten. Der Krik...«

»Welcher Krik?« fragte das Mädchen.

»Dein Vater. Man nannte ihn den Krik, den Wagenheber, weil er so stark war. Er war ein Typ wie Veleno...«

»Was, ein blödes Vieh wie der?« unterbrach Cat und ballte die Fäuste.

»Veleno ist weder ein Vieh, noch ist er blöd! Der Krik also sprach klipp und klar in der Öffentlichkeit: in den Cafés, auf der Piazza. Und auch bei den Wahlversammlungen hielt er Gegenreden, wenn er etwas zu hören bekam, das ihm gegen den Strich ging. Und da schossen sie ihm eben eines Nachts auf dem Nachhauseweg eine Garbe in den Rücken. Du warst erst zwei Monate alt, denn das war im Dezember.

Dein Großvater und Großmutter Celestina verkauften ihr Landgut und zogen in die Stadt mit deiner Mutter und halfen ihr,

dich aufzuziehen. Mit dem prächtigen Resultat, das wir alle bewundern können...«

»Und dieser Henker ist also, nachdem er meinen Vater und eine Menge anderer Leute ermordet hat und nachdem er zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde, ausgerückt und jetzt nach seiner Begnadigung unbehelligt und sogar im Triumphzug hierher zurückgekommen?«

»Mehr oder weniger«, murmelte Don Camillo.

»Pfui Teufel, habt Ihr eine feine Gesellschaft!« rief Cat angewidert aus. »Aber ich habe es doch gleich gespürt, daß da irgendwo ein Vakuum in meinem Leben ist.«

»Das Vakuum ist in deinem Kopf«, verbesserte Don Camillo.

»Nein, verehrtester hochwürdiger Onkel! Das Vakuum, das Ihr meint, ist in euren alten Lügnerköpfen. Wenn wir Jungen aufbegehren und unruhig sind, hat das seinen Grund. Wir fühlen es, daß eure Welt eine dreckige Welt von Feiglingen ist und eure Gesetze dazu dienen, eure Feigheit als Tugenden zu verkleiden. Wir Jungen haben nicht die Kraft, diese Welt zu zerstören, aber wenigstens den Mut, ihr ins Gesicht zu spucken. Auf alle Fälle war mein Vater ein Dummkopf, sonst hätten sie ihn nicht umgebracht.«

»Er war ehrlich!«

»Wenn man es mit Halunken zu tun hat, ist Ehrlichkeit Dummheit!«

»Ehrlichkeit ist immer nur Ehrlichkeit. Dein Vater war im Recht.«

»Wer draufgeht, ist immer im Unrecht.«

»Nein!« rief Don Camillo. »Es gibt eine Gerechtigkeit Gottes, und die bringt alles wieder in Ordnung.«

»Ich habe sowas sagen hören«, spöttelte Cat. »Leider tut diese Gerechtigkeit, seit die Wunder aus der Mode gekommen sind, keinem Toten mehr den Gefallen, ihn auferstehen zu lassen.«

Don Camillo hatte furchtbare Angst gehabt, Celestinas unbesonnenes Dazwischenentreten würde das Mädchen zu sehr erschüttern; als er sah, daß Cat die Enthüllung unbeteiligt, ja fast gleichgültig aufnahm, kochte er zwar innerlich vor Entrüstung, dankte aber Gott und brach die Diskussion ab.

Das Mädchen lebte im gewohnten Trott weiter, und nach einer Woche gelangte Don Camillo zur Überzeugung, es müsse an Stelle des Herzens eine Beat-Platte haben.

Eines Nachmittags jedoch kam Anselma ins Pfarrhaus, um ihm zu sagen, Cat habe das Vorhängeschloß am Holzschuppen erbrochen und sei samt ihrem Motorrad verschwunden.

»Glückliche Reise!« bemerkte Don Camillo. »Sie ist nach Hause gegangen – besser so für uns alle.«

»Das glaube ich nicht«, murmelte Anselma. »Sie hat alle ihre Sachen hiergelassen. Auch ihren Plattenspieler und diese verflixten Platten.«

»Wenn Mädchen ihres Schlages sich einmal entscheiden müßten, entweder ihr Kind oder das Plattenalbum zu retten, würden sie das Kind ins Meer schmeißen. Wir werden sie also baldigst wiedersehen. Aber wir wollen erst wieder an sie denken«, schloß Don Camillo, »wenn sie da ist.«

Er war indessen gezwungen, schon früher an sie zu denken, denn als er in sein Zimmer hinaufging, sah er sein Gewehr und die Doppelflinke wie immer übereinander an der Wand hängen, den fünfschüssigen Browning aber fand er nirgends mehr. Und die Patronentasche war leer. Ebenso leer fühlte sich plötzlich sein Kopf an, und er sagte: »Jesus, denkt Ihr für mich – ich kann es nicht mehr!«

Peppone war zu Hause und kontrollierte mit seiner Frau zusammen Listen, als Don Camillo mit einem Gesicht, wie er es an ihm noch nie gesehen hatte, vor ihm auftauchte.

»Mörder!« schrie Don Camillo. »War es dir noch nicht genug, sie zur Schönheitskönigin zu machen? Mußtest du wirklich in

deiner verfluchten Zeitung auch noch die Photographie der Tochter von Krik erscheinen lassen?«

»Tochter von Krik?« stammelte Peppone. »Was für eine Tochter von Krik?«

»Cat!« bellte Don Camillo. »Cat ist die Tochter von Krik! Und die Mutter von Krik hat das Bild gesehen, ist hergerast und hat ihr alles gesagt! Und jetzt ist das Mädchen fort, samt ihrem Motorrad und meinem fünfschüssigen Browning!«

Peppone wurde aschfahl. »Das wußte ich nicht«, keuchte er. »Ihr habt drei Schwestern, wie konnte ich ahnen, daß das die Tochter von Krik ist? Sie wollte ihren Namen ja nicht sagen.«

»Meinetwegen, dann wußtest du es eben nicht, aber das ist mir egal!« brüllte Don Camillo. »Sie ist genauso ein Hitzkopf, wie ihr Vater war, und wenn sie etwas anstellt, bist du daran schuld!«

»Hochwürden, Ihr seid zu vorschnell«, beschwichtigte Peppones Frau. »Vielleicht ist sie nur Frösche schießen gegangen.«

»Das wolle Gott!« stöhnte Don Camillo. »Aber wenn sie statt dessen zum ›Henker‹ gegangen ist und ihn erschießt?«

Peppone sprang auf die Füße.

»Das wäre noch das wenigste«, sagte er. »Aber der ›Henker‹ läuft doch immer mit zwei Leibwächtern herum und bringt es womöglich fertig, auch das Mädchen zu töten! Er ist unterwegs, um Propaganda zu machen – wir müssen ihn finden und aufhalten. Oder das Mädchen finden!«

Peppone organisierte die Expedition: Er würde mit seinem Auto losfahren, Brusco mit dem 600, Bigio mit dem Lieferwagen und Smilzo mit dem Motorrad.

»Wir wissen nicht, wohin der ›Henker‹ sich gewandt hat. Und von La Rocca gehen fünf Straßen hinaus. Im Dorf selbst kann sie ihm nicht auflauern, weil der Lump an der Piazza wohnt. Sie

wird ihn also an einer dieser Straßen erwarten. Wir fahren, so schnell wir können, nach La Rocca, und dann nimmt jeder einen andern Weg zurück. Maria, sobald Michelone hier ist, schickst du ihn nach La Rocca und sagst ihm, er soll über die Grabenstraße zurückfahren.«

»Ich gehe schon voraus«, sagte Don Camillo. »Ich nehme das Fahrrad, überquere den Stivione, der jetzt trocken ist, und folge der Grabenstraße nach La Rocca. Dann kehre ich um.«

Cat wußte genau, wohin der ›Henker‹ gegangen war und über welche der fünf Straßen er zurückkehren würde; an der Grabenstraße, hinter einer alten, von Gebüsch flankierten Wegkapelle versteckt, lag sie auf der Lauer. Das Mädchen hatte den Plan in allen Einzelheiten vorbereitet. Am Grabenrand stand neben der Kapelle eine Pappel, die Cat so angesägt hatte, daß nur ein Stück Rinde gegen die Straße hin stehengeblieb. Eine an der Kapelle festgemachte Leine hielt den Baum aufrecht. Man brauchte lediglich die Leine loszumachen, dann würde er hinunterstürzen und die Straße blockieren. Das Motorrad hatte sie hinter der Hecke verborgen. Sie wußte alles, sie kannte den Wagen des ›Henkers‹ und dessen Nummer. Und sie hatte sich Gelegenheit verschafft, sich sein Gesicht gut einzuprägen.

»Du wirst hier vorbeikommen müssen, du Aas, und du wirst aussteigen müssen, um den Weg freizumachen. Und wenn nur deine Gorillas aussteigen, knalle ich dich eben durchs Seitenfenster nieder!«

Don Camillo, der inzwischen die Grabenstraße erreicht hatte, radelte gegen La Rocca. »Herr«, betete er, »gebt mir nur genug Atem und scharfe Augen!«

Er war schon nahe bei der Kapelle, als ein Wagen ihn überholte, aber fast im gleichen Augenblick die Bremsen kreischen ließ, weil die Pappel, die neben der Kapelle stand, auf die Straße gestürzt war.

Don Camillo trat wie wild die Pedale und erreichte den Wagen, als die drei Insassen ausstiegen, um das Hindernis zu beseitigen. Er erkannte den ›Henker‹ und lief auf ihn zu, um ihn zu warnen, aber es war schon zu spät.

»Geht weg, oder ich lege Euch ebenfalls um!« gellte Cats Stimme.

Don Camillo pflanzte sich vor dem ›Henker‹ auf und deckte ihn mit seinem Körper.



»Weg, sage ich!« schrie Cat wütend. »Und ihr beide bleibt stehen, wo ihr seid, und Pfoten hoch, oder es knallt!«

Einer der beiden wollte schlauer sein, aber Cat schoß ihm so dicht vor die Füße, daß er einen kinowürdigen Sprung vollführte.

»Geht Ihr endlich weg!« schrie Cat zum drittenmal. »Henker, mich erwischst du nicht wie meinen Vater, und wenn du krepierst bist, begnadigt dich niemand mehr!«

Cat war wie von Sinnen, und ihr Gesicht konnte einem bange machen. Aber Veleno, der einen Bogen um die Gruppe geschlagen hatte, sah nur Cats Rücken und hatte keine Angst.

Im Nu fühlte sich Cat entwaffnet und von einer Riesenfaust, die ihr den Atem benahm, im Nacken gepackt.

»Hochwürden, nehmt Ihr die Knarre, ich werde mit dieser

dummen Gans schon fertig«, sagte Veleno.

Don Camillo trat hinzu und brachte die Waffe in Sicherheit, während Veleno seinen breiten Gürtel abnahm und dem Mädchen damit die Arme so straff an die Hüften schnallte, daß sie fast in die Brüche gingen.

»Du Schuft! Wie dieser Lump, dein Vater, der mich nur Schönheitskönigin werden ließ, um dem Mörder meines Vaters ein Vergnügen zu machen!« tobte Cat und wand sich.

»Wenn der Vater von diesem Huligan Peppone ist«, sagte der ›Henker‹, der seine Kaltblütigkeit wiedergefunden hatte, »dann hat er mir schwerlich ein Vergnügen machen wollen. Hingegen werde ich ihm ein Vergnügen bereiten, diesem Verräter.«

»Inzwischen bereitest du vielleicht mir eins«, äußerte Veleno, ließ Cat fallen wie ein Bündel Lumpen und trat auf den ›Henker‹ zu.

Der war kräftig wie ein richtiger Henker, aber die Russen hatten ihn nicht nur gelehrt, die Langhaarigen ›Huligani‹ zu nennen, sondern sie hatten ihn auch gemästet wie ein Schwein: so trieb schon die erste Maulschelle Velenos ihm das Fett aus allen Poren.

Veleno war zwanzig und hatte, obwohl er ein Protestler war, noch immer einen vertrackten Respekt vor Leuten, die älter waren als er. Daher benutzte er nicht die Fäuste, sondern ging bloß mit Ohrfeigen vor. Und hatte aus lauter Rücksicht sogar die Handschuhe angezogen.

Einer der beiden Gorillas hatte inzwischen den Wagenheber aus dem Auto gegraben und machte sich von hinten an Veleno heran.

»Laß das!« riet ihm Don Camillo mit dem Browning in der Faust. »Das geht nur diese beiden an.«

Als die Handschuhe zu zerfransen begannen, hörte Veleno auf, den ›Henker‹ zu massieren.

»Das war dafür, daß du mich Gangster genannt hast«, erklärte er. »Das übrige kannst du mit meinem Vater ausmachen. Ich befasse mich nicht mit Politik.«

Der ›Henker‹ und seine Leibwache verzogen sich. Wenig später traf Bigio ein, und Veleno warf Cat, ihr Motorrad und Don Camillos Fahrrad auf den Lieferwagen. Don Camillo stieg ein und setzte sich neben Bigio. Veleno eskortierte den Transport mit seinem dröhnen Motorrad bis zum Pfarrhaus.

Es war inzwischen Abend geworden, und Veleno blieb zum Nachtessen. Cat sprach erst ganz zuletzt. »Darf man vielleicht wissen, warum Ihr Euch eingemischt habt?« fragte sie Don Camillo angriffslustig. »Wieso habt Ihr mich ihn nicht umlegen lassen?«

»Aus zwei Gründen«, gab Don Camillo Auskunft. »Erstens, weil wir alten Priester immer noch die fixe Idee von den zehn Geboten haben. Zweitens, weil du für dreißig Jahre ins Zuchthaus gewandert wärst, wenn du ihn getötet hättest, und niemand würde dich begnadigen.«

Cat starrte ihm böse ins Gesicht: »Und ihr behauptet, wir Jungen hätten nicht recht, wenn wir die Feinde eurer lausigen Gesellschaft sind, die die Mörder belohnt und es auf die Jungen abgesehen hat, bloß weil sie lange Haare tragen? Und ihr verlangt auch noch, daß wir in den Krieg ziehen, um eure dreckige Gesellschaft zu verteidigen?«

»Die Kleine redet gar nicht schlecht«, murmelte Veleno.

Cat warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Ja, ich rede gut, aber in den Militärdienst gehst du doch. Und das ist recht so: Militär paßt prima zu solchen Schlappschwänzen wie du, die sich vor den faulen Gesetzen dieser Heuchlergesellschaft fürchten. Es braucht mehr Mut, den Militärdienst zu verweigern, als ihn zu leisten. Und wenn sie dich kahlgeschoren haben, wirst du dann immer noch das Jäckchen mit der Aufschrift ›Veleno‹ tragen?«

Veleno, der unter seiner Perücke schwitzte, errötete und stand auf.

»Gute Nacht allerseits«, murmelte er und ging.

»Ist das eine Art, einen Mann zu behandeln, der dich davon abgehalten hat, eine nicht wieder gutzumachende Dummheit zu begehen?« schalt Don Camillo.

»Ob das, was ich mache, dumm ist oder nicht, kann ich allein beurteilen. Nicht dieser Trottel!«

»Ich habe dir schon einmal gesagt, er ist kein Trottel.«

»Alle Männer sind Trottel!« brach es wild aus Cat heraus.

Don Camillo war beleidigt: »He, du Balg! Auch ich bin ein Mann!«

»Mit Euch hat das nichts zu tun«, gab Cat zurück. »Ein Priester ist kein Mann. Er ist etwas weniger... oder etwas mehr. Je nachdem.«

Don Camillo blieb der Atem weg, denn auf so etwas war er nicht gefaßt.

## **Neuntes Kapitel**

### **Nicht immer hat der Teufel Schwanz und Hörner**

*Der Teufel ist nicht so häßlich, wie man ihn malt:*

*Manchmal kann er sogar bildschön sein, und dann ist er noch teuflischer, als wenn er häßlich ist.*

*Darum hätte sich Cat auch nicht wie Kleopatra durch einen Schlangenbiß das Leben nehmen können – bei ihr wäre die Schlange gestorben.*

Nach dem Abenteuer an der Grabenstraße war Cat wie verwandelt. Sie hatte jede Extravaganz abgelegt und zog sich so unauffällig an wie ein normales Mädchen aus gutbürgerlichem Haus. Kurz, sie erschien wie ein hübsches, liebes Mädchen.

Überdies nahm sie mit solcher Andacht an allen kirchlichen Handlungen teil, daß Don Chichì – welcher nach der Behandlung, die Cats langhaarige Freunde ihm hatten angedeihen lassen, keine große Sympathie für das Mädchen empfand – Don Camillo gegenüber zugeben mußte: »Ihre Nichte scheint ein anderer Mensch zu sein. Ich verstehe gar nicht, was mit ihr geschehen ist.«

Don Camillo breitete die Arme aus und antwortete: »Das weiß Gott allein – dabei wußte er es genauso gut.

Cat lauschte den feurigen Predigten des jungen Priesters aufmerksam, und eines Tages näherte sie sich ihm schüchtern und gestand: »Ihre Predigten sind nicht wie die üblichen, die aus lauter Gemeinplätzen bestehen. Sie sprechen von Gott, ohne die Erde zu vergessen. Ich wollte, die Jungen meiner Gruppe könnten Sie hören.«

Don Chichì lachte säuerlich: »Die Jungen Ihrer Gruppe mögen mich nicht sehr, nach dem zu urteilen, wie sie mich an jenem berühmten Nachmittag zugerichtet haben.«

»Das war ein Irrtum«, beteuerte Cat ernsthaft. »Sie hatten Sie für einen der üblichen Priester vom Typ Don Camillos gehalten. Aber Sie sind kein Papagei, der von der Kanzel herab einfach die Lektion wiederholt, die er im Seminar gelernt hat.



Sie haben keine Angst vor der Wahrheit. In dieser Hinsicht wundert mich eigentlich nur, daß Sie, der Sie so mutig den Krieg, jeden Krieg, verurteilen, noch nie das Thema der Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen aufgegriffen haben.«

»Das ist ein heikles Thema, mein Fräulein.«

»Allerdings, Don Francesco. Aber es gibt Priester, die es trotzdem anpacken, selbst auf die Gefahr hin, vor Gericht gezogen zu werden.«

»Es ist keine Frage der Angst, sondern der Rücksicht«, erklärte der Priester. »Ihr Onkel war Feldgeistlicher und hat darüber andere Ansichten...«

»Falsche, sagen Sie es nur!« ereiferte sich Cat. »Mein Onkel ist ein Fossil! Und was die Rücksicht betrifft, so nimmt er auf Sie ja auch keine! Mir kommt es einfach unehrlich vor, daß er in seiner Kapelle draußen heimlich Messen nach dem alten Ritus zelebriert.«

»Er tut nichts Heimliches«, erwiderte Don Chichì. »Er hält mich immer auf dem laufenden. Es ist wirklich nichts Böses, wenn er jene Leute an seinem alten Altar versammelt, die nicht

mehr hierherkommen, weil sie sich durch meine Offenheit beleidigt fühlen.«

»Doch, es ist sogar etwas sehr Böses! Sie, Don Francesco, jagen die falschen Christen aus der Kirche, und er nimmt sie wieder auf. Sie verurteilen sie, und er vergibt ihnen und zerstört damit Ihr Werk. Auf diese Weise fängt ja das Mißverständnis immer wieder von vorne an. Überdies schafft er eine dissidente Kirche, eine Oppositionskirche, eine Anti-Kirche! Don Francesco, Sie wissen es doch: Die Katholiken zu spalten ist richtige Ketzerei!«

»Diese Schlußfolgerung ist allzu dramatisch!« rief Don Chichì. »Und doch sind viele Ihrer Bemerkungen vernünftig. Ich werde nächsten Sonntag das Thema der Militärdienstverweigerung aus Gewissensgründen behandeln.«

»Ich bewundere Sie, Don Francesco!« sagte das Mädchen bewegt.

Als Don Chichì am Sonntag die Kanzel bestieg, um zu predigen, blieb ihm die Luft weg: In ihren schwarzen Lederjacken und mit langen, zerzausten Haaren, finster und mit über der Brust gekreuzten Armen, schauten vierzig Skorpione zu ihm auf. Sie saßen alle beisammen in der Nähe der Tür, um jederzeit ihre Motorräder verteidigen zu können, die unter der Obhut von zwei Wachposten an der Kirchenfassade lehnten. Und Cat saß in ihrem schlichten dunklen Kleidchen und mit dem schwarzen Spitzentuch über den kupferglänzenden Haaren in der Mitte der vordersten Reihe der Burschen und lächelte ihm zu. Fast wie ein Engel sah sie aus.

Da stürzte sich Don Chichì kopfüber in die Gefahr: Er verdammt alle Kriege, von Kain und Abel über Julius Cäsar und die Kreuzzüge bis zu Korea und Vietnam. Und verkündete, daß die einzige richtige Haltung eines guten Christen gegenüber dem Militärdienst die Verweigerung aus Gewissensgründen sei. Er vergaß dabei auch nicht, die engstirnig-patriotische

Kriegshetzerei der Feldgeistlichen mit etwelchem Sarkasmus zu geißeln.

Die vierzig Rebellen aus der Stadt wiegten anerkennend die struppigen Köpfe, und Cats Lächeln war so strahlend, daß es selbst einen Bischof geblendet hätte.

Nach der Messe suchte Cat den jungen Priester in der Sakristei auf, um ihn zu beglückwünschen.

»Ich hatte die Jungen benachrichtigt«, erklärte sie. »Und was ich von Ihnen erzählt hatte, interessierte sie so, daß sie herkommen wollten, trotz des großen Risikos. Don Francesco, Sie waren wundervoll! Die vierzig werden um vieles gebessert nach Hause kommen!« (In Wirklichkeit kamen sie dort um vieles verschlechtert an; denn Veleno und seine ländliche Bande warteten außerhalb des Dorfes auf sie, bewaffnet mit dicken Akazienstöcken. Es war der reinste Kinofilm: Veleno hatte, der Himmel weiß wieso, einen persönlichen Strauß mit Ringo, dem Anführer der Skorpione, und während die beiden stärksten Büffel seiner Schar Ringo festhielten, band ihm Veleno mit einer Schnur die langen Haare am Hinterkopf zusammen und schor ihn ratzekahl.)

Cat war wirklich engelgleich anzusehen mit diesen Tränen, die in ihren großen Augen zitterten – Don Chichì schwoll das Herz in der Brust. Allerdings nicht für lange; denn nun erschien Don Camillo, der die Predigt von der Orgelempore aus heimlich mit angehört hatte und dessen Halsadern so dick wie sechsjährige Reben herausstanden.

»Don Chichì!« sagte er drohend: »Ein Soldatenpfarrer, wie ich einer gewesen bin, ist immer noch besser als ein Gangsterpfarrer, wie Sie einer sind! Und du, Rotznase, mach, daß du hinauskommst!«

Cat brach in Schluchzen aus und ging mit gesenktem Köpfchen aus der Sakristei. Don Chichì empfand tiefen Abscheu gegen diesen großen, alten priesterlichen Grobian, der ein so

sanftes, zartes Geschöpf leiden ließ. Als er ihre Schultern im Weinen bebten sah, wunderte er sich, daß sie keine blütenweißen Flügel trugen.

Seine Empörung war so heftig, daß er sich in seinen Kleinwagen stürzte und wie aus der Kanone geschossen in die Stadt verschwand.

Tags darauf erhielt Don Camillo von der Kurie einen Brief, der ihm den Atem verschlug: In Erwartung seiner Versetzung nach Rughino, der hintersten Pfarrei in den Bergen, und um schwererwiegende Maßregeln zu vermeiden, hatte Don Camillo: 1. aufzuhören, sich als subversiver Sezessionist zu betätigen; 2. aufzuhören, in seiner privaten Kapelle Messen zu lesen; 3. sich in keiner Weise in die Angelegenheiten der Pfarrei einzumischen, die bei seiner Abreise an Don Francesco übergehen würde.

Don Camillo bekam Fieber und mußte sich ins Bett legen.

Der Teufel ist nicht so häßlich, wie man ihn malt. Der Teufel muß sogar sehr schön sein, wie könnte er sonst die Leute verführen und hintergehen?

Dieses Wort hat sonst einen anderen Sinn, aber einen falschen; denn der Teufel, ob schön oder häßlich, ist und bleibt immer nur der Teufel. Übrigens wollte ich damit bloß sagen, daß Cat der Teufel war.

Als sie erfuhr, daß Don Camillo krank war, ging sie ihn besuchen.

»Nun, hochwürdigster Onkel«, fragte sie, kaum daß sie im Zimmer stand, »was ist Euer letzter Wille?«

»Daß du zur Hölle gehst!« keuchte er. »Du kannst deine Koffer packen und nach Hause zurückkehren!«

»So stellt Ihr ein armes Waisenkind auf die Straße?« jammerte der kleine Teufelsbraten.

»Nein!« rief Don Camillo und warf ihr den Brief hin, den er auf den Nachttisch gelegt hatte, »du bist es, die mich auf die Straße gestellt hat!«

Cat las den Brief und zuckte mit den Schultern: »Was habe ich damit zu tun?«

»Du hast Don Chichì den Kopf vollgeschwatzt! Ich hatte nicht gewußt, daß du so gemein sein kannst. Nun, jedenfalls hast du gewonnen. Glücklich dein Vater, der gestorben ist, ohne sehen zu müssen, was für eine Giftkröte er in die Welt gesetzt hat. Und jetzt pack dich, oder ich feuere dich mit dem Gewehr hinaus!«

Trällernd ging Cat hinunter; als sie aus dem Pfarrhaus trat, um zu Anselma hinüberzugehen, stand Veleno vor ihr.

»Von Ringo mit besten Grüßen«, sagte er und warf ihr die Mähne des Oberskorpions vor die Füße.

»Mörder!« schrie Cat entsetzt auf. »Du hast ihn skalpiert!«

»Nein, aber wenn er sich nochmals in diese Gegend wagt, tue ich's. Und bis er dann wieder aus dem Bett aufstehen kann, werden ihm die Haare knielang gewachsen sein.«

Er machte kehrt und ging. Am Gartentor drehte er sich noch einmal um: »Eines ist sicher: Wer auf dich hört, macht immer ein schlechtes Geschäft!« knurrte er. »Laß dich bloß nie von einer Schlange beißen wie Kleopatra – nicht du, sondern sie würde an Gift sterben.«

Mit einem wütenden Fußtritt pfefferte Cat den Skalp Ringos in eine Ecke des Hofes.

Dann erschien Don Chichì, der, als er von Cat vernahm, was Don Camillo zugestoßen war, sich nicht befriedigt zeigte. »Ich glaubte nicht, daß sie so weit gehen würden«, sagte er. »Das ist übertrieben!«

»Nein«, widersprach Cat. »Der Entscheid ist absolut richtig. Ich kenne Rughino: Es ist genau die Gemeinde, die zu ihm paßt. Alle jungen Menschen, Männer wie Frauen, sind ins Ausland

abgewandert, um Arbeit zu suchen, und im Dorf sind bloß die Alten und die kleinsten Kinder zurückgeblieben; dort oben kann er nicht viel Schaden anrichten. Das hier ist hingegen ein lebendiges Dorf und braucht einen jungen, modernen Pfarrer. Don Francesco, spielen Sie mir nicht den Sentimentalen, sonst verliere ich noch meine große Hochachtung vor Ihnen. Obwohl...«

Hier brach sie unvermittelt ab und ging weg, nachdem sie sich mit einem traurigen Lächeln verabschiedet hatte.

Sie ließ sich erst zwei Tage später wieder blicken, und das erste, was Don Chichì zu ihr sagte, war: »Obwohl was...?«

»Ach, lassen wir das, Don Francesco. Wenn ich es Ihnen sagte, würde es Ihnen nur weh tun. Es gibt Dinge, die man zu einem Priester nicht sagen darf. Priester wird man ja nicht, sondern man ist dazu geboren.«

»Sie irren, Fräulein Cat«, entgegnete Don Chichì. »Ich bin nicht aus Berufung Priester, sondern aus vernunftmäßiger Überzeugung. Mir ist klargeworden, daß die Kirche sehr viel für alle Leidenden tun kann. Die Gläubigen im Glauben bestärken, ihn denen zurückbringen, die ihn verloren, ihn denen geben, die ihn noch nicht haben.«

»Das verstehe ich!« rief Cat aus. »Der Glaube ist das kostbarste Gut. Aber in einer Welt, die so ganz anders ist als jene vor zweitausend Jahren, in einer vom Materialismus beherrschten Welt kann man den Glauben nur durch Taten geben, nicht durch Worte. Allzu viele Versprechungen sind im Namen Christi schon gemacht worden. Die Menschheit ist es müde, sich immer den Himmel nach dem Tode versprechen zu lassen.«

»Fräulein Cat«, widersprach Don Chichì, »der Glaube hilft leben.«

»Nein, Don Francesco. Er hilft sterben. Wenn einer keine Schuhe besitzt, kann er noch so fest daran glauben, daß er im

Jenseits wundervolle goldene Schuhe tragen wird, er kriegt doch nasse Füße und holt sich eine Lungenentzündung. »O armer Mensch, der du barfuß auf dem eisigen Schnee dahingehst, du wirst im Himmel Schuhe aus purem Gold tragen – inzwischen aber schütze deine Füße mit diesen bescheidenen, aber wasserfesten Kuhlederschuhen hier!« Wäre es nicht besser, man könnte so zu ihm sprechen?«

»Natürlich, und gerade deswegen hat sich die Kirche auf die soziale Ebene begeben«, fiel Don Chichì ein.

»Ein sehr richtiger Entschluß!« lobte Cat. »Aber wenn einer heute Hungers stirbt, was nützt ihm dann der Glaube an die Mahlzeit des nächsten Jahres? Der Glaube ist das Brot des Geistes, nicht des Körpers.«

»Fräulein Cat«, versuchte der junge Priester zu protestieren. »Erlauben Sie, aber das ist denn doch ein allzu materialistischer Standpunkt.«

»Das gebe ich zu, Don Francesco. Aber der Papst hat für das hungernde Indien auch nicht um Glauben und Gebete nachgesucht, sondern um Geld, Reis, Medikamente, Lastwagen. Lauter banale Ausdrücke für Materie.«

»Ja, aber die Kirche kann doch...«

»Eben«, fiel Cat ihm ins Wort. »Die Kirche kann diese praktischen Probleme nicht lösen. Können Sie sich aber nicht vorstellen, wieviel Gutes Sie der Menschheit tun könnten, wenn Sie Ihre Intelligenz, Ihre Kultur, Ihre Begeisterung, Ihre sanfte und überzeugende Sprache, Ihren tiefen, aufrichtigen christlichen Glauben auf praktischem Gebiet einsetzen? Sie würden es niemals jenen nachtun, die Christus in den Dienst der Politik zu stellen suchen, sondern Sie würden die Politik in den Dienst Christi stellen!«

»Aber ich...«, stammelte Don Chichì.

»Könnten Sie«, drängte Cat, »nicht die Arbeiter gerecht behandeln, wenn Sie Arbeitgeber würden? Könnten Sie nicht

Gesetze zugunsten der Armen ausarbeiten und vorschlagen, wenn Sie Abgeordneter oder Senator wären? Könnten Sie nicht die Arbeitermassen auf den rechten Weg bringen, wenn Sie ein mächtiger Gewerkschaftsführer wären? Könnten Sie nicht das Haupt einer Friedenspolitik bilden, wenn Sie Außenminister wären?«

»Wirklich...«, stotterte der arme Don Chichì. »Ich weiß nicht, ob ich...«

»Aber ich!« rief Cat erregt. »Ich weiß es! Ich gäbe mein ganzes Leben, mein ganzes Hab und Gut, meine ganze Liebe hin, wenn...«

Sie unterbrach sich und schüttelte traurig den Kopf.

»Verzeihen Sie mir«, flüsterte sie. »Ich bin ja wahnsinnig, so etwas zu sagen!«

Dann entfloh sie schluchzend.

Und diesmal kam Don Chichì nicht dazu, sich zu wundern: An den Schultern trug Cat, er sah es deutlich, zwei blütenweiße Flügel.

Nach einer Woche hatte Don Camillo den inneren Frieden und auch seine Kräfte wiedergefunden; er stand auf, ging hinunter und begann wehmütig seine Koffer zu packen.

»Was macht Ihr da, hochwürdigster Onkel?« fragte Cat mit ihrer gewohnten Impertinenz.

»Ich mache mich bereit, Don Chichì das Feld zu räumen«, entgegnete Don Camillo finster.

»Das könnt Ihr bleiben lassen: Don Chichì ist gestern abend fortgegangen.«

»Wohin?«

»Weiß ich nicht. Er muß die berühmte innere Krise haben, nach der viele Geistliche aus dem Priesterstand austreten und sich verheiraten. Armer Don Chichì! Er wird nie hierher

zurückkommen.«

»Wie willst du das wissen?«

»Weil ich mich eher in einem Mönchskloster vergrabe, als daß ich einen Expriester heirate.«

Don Camillo starrte sie entgeistert an.

»Du!« schrie er dann. »Du Scheusal, du bist schamlos genug gewesen...«

»Natürlich ich! Ihr jedenfalls hättet ihm den Kopf wohl nicht verdrehen können.«

Don Camillo dehnte den mächtigen Brustkasten.

»*Vade retro, Satana*«, rief er mit furchtbarer Stimme.  
»Zurück!«

Das Mädchen schaute ihn vergnügt an und erwiderte lachend:  
»Tut mir leid, hochwürdigster Onkel. Es stimmt zwar, daß ›Cat‹ von ›Caterpillar‹ kommt – aber einen Rückwärtsgang habe ich nicht.«

Don Camillo hob die Augen zum Himmel.

»Herr«, sagte er, »werdet Ihr dieser Unglückseligen je vergeben können, wenn sie vor dem göttlichen Gericht erscheint?«

»Das kann man noch nicht sagen, Don Camillo«, antwortete die ferne Stimme des Gekreuzigten. »Es kommt ganz darauf an, wie ihr Anwalt die Verteidigung anlegt.«

Es war eine ferne Stimme, und übrigens konnte sowieso nur Don Camillo sie hören.

## **Zehntes Kapitel**

### **Alte Pfarrer haben harte Knochen**

*Der Fortschritt klopft auch an Don Camillos Tür und heischt Eintritt.*

*Doch der alte Priester ist überzeugt, daß die Religion Christi weder bequem noch unterhaltend sein soll und daß der Satan heutzutage nicht mehr Schwefel-, sondern Benzingestank hinter sich zurückläßt.*

Die Straße, die den Dorfkern in ostwestlicher Richtung durchquerte, teilte das große Rechteck der Piazza in zwei Quadrate, deren eines, auf drei Seiten mit plumpen Steinpfosten bewehrt, als zur Kirche gehörig galt.

Eines Morgens kamen ein paar Gemeindeforarbeiter auf die Piazza und machten sich daran, mit ihren Pickeln einen der Pfosten auszugraben.

Einen Augenblick später stand Don Camillo vor ihnen. »Das ist der Kirchplatz«, sagte er. »Hier wird nichts angerührt.«

»Der Bürgermeister hat uns befohlen...« nahm der Vorarbeiter einen Anlauf.

»Sagt dem Bürgermeister, wenn er die Pfosten ausgraben will, soll er selber kommen«, unterbrach ihn Don Camillo.

In früheren Zeiten hätte Peppone keinen Augenblick gezögert, mit Pickel, Spaten und Vorschlaghammer auf der Piazza zu erscheinen. Doch auch für kommunistische Bürgermeister gehen die Jahre vorbei. So nahm er die Sache ruhiger auf und traf erst nach einer Stunde am Steuer eines der mächtigen Bagger ein, die für die Arbeiten an der neuen Brücke eingesetzt wurden.

Er stoppte das Riesending wenige Meter vor einem der Pfosten und senkte den Baggerarm. Dann stieg er aus, zäumte den Pfosten mit dem Stahlseil, das von der Spitze des Armes herunterbaumelte, und Don Camillo ließ ihn gewähren. Dann,

als Peppone wieder aufsteigen und den Baggerarm betätigen wollte, setzte sich Don Camillo seelenruhig auf den Pfosten.

Im Nu füllte sich der Platz mit Menschen.

»Ihr dürft öffentliche Arbeiten, die von der Gemeinde angeordnet sind, nicht behindern!« bellte Peppone.

»Ihr dürft diese Pfosten, die der hochwürdige Pfarrer Don Antonio Bruschini im Jahre 1785 auf dem Kirchengrundstück hat anbringen lassen, nicht entfernen«, gab Don Camillo zurück, indem er sich gemütlich einen halben Stumpen anzündete.

Doch auch Peppone hatte sich vorbereitet: »Hochwürden«, schrie er, »Ihr vergeßt, daß dieses Territorium 1796 in den Besitz der Zispadanischen Republik überging, und wenn also...«

»Wenn also«, schnitt ihm Don Camillo das Wort ab, »Napoleon diese Pfosten nicht ausgraben ließ, braucht Ihr, die Ihr mit Verlaub noch lange nicht so bedeutend seid wie Napoleon, sie bestimmt auch nicht ausgraben zu lassen.«

Peppone mußte schließlich klein beigegeben, denn Don Camillo brachte auch noch Napoleons Gemahlin samt zugehörigem Herzogtum Parma, Piacenza und Guastalla aufs Tapet; zwei Tage später jedoch platzte der Sekretär des Bischofs ins Pfarrhaus, auch einer von der jungen Generation.

»Hochwürden!« rief er. »Können Sie denn wirklich keine Gelegenheit auslassen, Ihren politischen und sozialen Unverstand zu demonstrieren? Was soll diese neue Hanswurstiade? Mit Recht will der Herr Bürgermeister, um den Fremdenverkehr zu fördern und das Dorf den neuen Erfordernissen der Motorisierung anzupassen, auf der Piazza einen großen Parkplatz schaffen – und da widersetzen Sie sich?«

»Nein. Wir erlauben bloß nicht, daß der Kirche der Vorplatz genommen wird.«

»Ach was, Vorplatz! Sie können doch nicht die halbe Piazza als Vorplatz mit Beschlag belegen! Begreifen Sie denn nicht,

daß es, abgesehen von allem übrigen, auch für Sie ein Vorteil ist? Ist Ihnen nicht klar, daß viele Leute nicht zur Messe gehen, weil bei den Kirchen kein Platz zum Parken ist?«

»Doch, leider«, antwortete Don Camillo ganz ruhig. »Aber ich glaube nicht, daß es die Aufgabe eines Seelenhirten ist, Parkplätze und Beatmessen zu organisieren, um den Gläubigen eine Religion mit allem modernen Komfort zu bieten. Die Religion Jesu Christi kann und soll weder bequem noch unterhaltend sein.«

Diese banale priesterliche Argumentation brachte den Sekretär vollends auf die Palme: »Hochwürden, damit beweisen Sie, daß Sie überhaupt nicht begriffen haben, wie notwendig es für die Kirche ist, mit der Zeit zu gehen und den Fortschritt zu unterstützen, statt zu hemmen!«

»Sie dagegen haben nicht begriffen, daß Ihr ›Fortschritt‹ in den Seelen viel zu vieler Menschen schon den Platz Gottes eingenommen hat und daß der Satan, wenn er heute durch die Straßen geht, nicht mehr Schwefel-, sondern Benzingestank zurückläßt. Und daß es im Vaterunser nicht mehr heißen sollte ›Erlöse uns von dem Bösen‹, sondern ›Erlöse uns von dem Wohlstand‹.«

Mit einem Fossil dieser Art ist nicht zu diskutieren, und so brach der Sekretär das Gespräch ab: »Don Camillo, Sie verweigern also den Gehorsam.«

»Nein. Seine Exzellenz der Bischof möge uns den Befehl erteilen, den Kirchplatz in einen Parkplatz umzuwandeln, und wir werden gehorchen, obwohl das Konzil festgelegt hat, daß die Kirche Christi eine Kirche der Armen sein soll – und sich infolgedessen kaum um die Automobile der Gläubigen zu bekümmern hätte.«

Der Befehl kam natürlich nicht, aber das Schicksal richtete es so ein, daß der Sekretär des Bischofs noch einmal aufkreuzen mußte.

Pünktlich jeden Morgen schob Smilzo die *Unità* unter der Tür des Pfarrhauses durch, worauf sie Don Camillo nicht weniger pünktlich, aber mit gerechtfertigter Reserviertheit – teils weil sie das offizielle Organ der Kommunisten war, teils weil sie ihn an die traurigen Machenschaften erinnerte, dank denen Cat das Gratisabonnement auf die Zeitung gewonnen hatte – überflog. Eines Tages jedoch sprang Don Camillo auf wie von der Tarantel gestochen: Auf der dritten Seite sah er sich plötzlich der Photographie eines Altars gegenüber, der von einem großen Kruzifix überragt wurde, sowie einer Detailaufnahme des gleichen Kruzifixes. Die Bilder waren aus einer Illustrierten reproduziert und deshalb nicht sehr deutlich; dennoch ließen sie keinen Zweifel zu: Es handelte sich um den Altar und den Christus Don Camillos.

Don Camillo las den zugehörigen Text eilig durch, dann sprang er auf sein Fahrrad und hastete zu seiner Kapelle hinaus.

»Herr!« keuchte er atemlos und streckte Christus die Zeitung entgegen. »Eure Photographie ist in der *Unità*!«

»Das sehe ich«, entgegnete Christus. »Wir wollen nur hoffen, Don Camillo, daß ich dir damit nicht solche Unannehmlichkeiten bereite wie deine Nichte. Sonst ist es wirklich nicht meine Schuld.«

Es war eine ganz merkwürdige Geschichte, die auf das Jahr 1944 zurückging, als eine deutsche Abteilung sich im Dorf einquartiert hatte. Unter diesen Leuten war ein Offizier, der trotz des Krieges nicht vergessen hatte, daß er ein bekannter Professor der Kunstgeschichte war. Der gekreuzigte Christus und gewisse Ornamente des Altars waren ihm aufgefallen, und er hatte sie so sorgfältig wie möglich photographiert. Nach Hause zurückgekehrt, hatte er dann die Bilder eingehend studiert und herausgefunden, daß es sich um eines der besten Werke eines berühmten deutschen Künstlers des fünfzehnten Jahrhunderts handelte, der auf bemalte kirchliche Holzskulpturen spezialisiert war. Jetzt, zweiundzwanzig Jahre

später, war der Deutsche wieder nach Italien gekommen, um die Skulpturen genauer und farbig aufzunehmen, hatte aber weder den Altar noch den Christus wiedergefunden. Darauf hatte er die Geschichte von seiner Entdeckung samt einigen der Photos aus dem Jahre 1944 in einer großen deutschen Illustrierten veröffentlicht, und die *Unità* hatte Bilder und Artikel übernommen, genauer gesagt, sie hatte den Kommentar auf die wenigen Worte beschränkt: »Wo ist dieser arme Christus hingeraten? Wurde auch er, wie so viele andere arme Christusse, zur Auswanderung gezwungen?«

Andere Zeitungen übernahmen den ganzen Artikel aus der deutschen Illustrierten und ließen einen kleinen Skandal daraus erwachsen, so daß eines schönen Tages der Sekretär des Bischofs im Pfarrhaus auftauchte. Entrüstet fuhr er Don Camillo an: »Hochwürden, Sie können es also nicht lassen, uns Scherereien zu machen! Wo sind der Christus und der Altar, von denen die Zeitungen berichten?«

»Ihr habt uns befohlen, alles zu entfernen, also haben wir alles entfernt«, erwiderte Don Camillo, ohne die Ruhe zu verlieren. »Ihr habt uns ja sogar, da wir die Befehle nicht schnell genug ausführten, einen politischen Kommissär hergeschickt, um das Verfahren zu beschleunigen.«

»Sie hätten uns darauf aufmerksam machen müssen, daß es sich um ein bedeutendes Kunstwerk handelte!« wandte der Sekretär ein.

»Das wußten wir nicht, konnten es bei unserer Unwissenheit als armer Landpfarrer auch gar nicht ahnen. Auf alle Fälle haben wir Altar und Kruzifix vorsichtshalber in Sicherheit gebracht!«

»Um so besser«, atmete der Sekretär auf. »Holen Sie Altar und Kruzifix sofort wieder her. Verpacken Sie beides mit größter Sorgfalt und rufen Sie uns an, sobald alles bereit ist. Wir werden es dann abholen und in den bischöflichen Palast bringen lassen, wo es würdig untergebracht werden soll.«

Don Camillo neigte das Haupt zum Zeichen des Gehorsams.

»Herr Bürgermeister...«

Peppone hob den Kopf von seinen Papieren und ballte, als er Don Camillo vor sich sah, die Fäuste.

»Was wollt Ihr?« brummte er unfreundlich.

»Ich wollte dem Herrn Bürgermeister nur mitteilen, daß ich mir die Sache mit dem Parkplatz nochmals überlegt habe«, antwortete Don Camillo. »Ihr könnt die Pfosten wegnehmen lassen.«

Peppone starrte ihn mißtrauisch an. »Wenn der Priester dir einen Knopf schenkt«, zitierte er, »will er dafür zum mindesten einen ganzen Anzug. Was soll die Gegenleistung sein?«

»Genosse Bürgermeister«, erklärte Don Camillo bescheiden, »wir sehen, daß Eure Partei sich seit einigen Jahren mit großer Liebe und Hingabe der kleinen und großen Probleme der Kirche annimmt. Wir möchten nun nichts weiter, als daß Ihr und ein paar Eurer Genossen bei der Abreise unseres kostbaren Kruzifixes zugegen seid, das nach dreihundertfünfzig Jahren ehrwürdigen Dienstes in unserem Dorf nun in die Stadt zieht, wo ein gutes Plätzchen im Bischofspalast es erwartet.«

Peppone sprang vom Stuhl hoch: »Seid Ihr verrückt, Hochwürden? Dieser Christus ist ein Kunstwerk, das der Gemeinde gehört und in der Gemeinde bleibt!«

Don Camillo hob hilflos die Arme: »Ich verstehe Euch wohl, Herr Bürgermeister. Unglücklicherweise bin ich noch nicht von Eurer Partei, sondern vom Bischof abhängig. Und deshalb werde ich dem Sekretär des Bischofs das Kruzifix und den Altar übergeben müssen. Ich verstehe, daß dieser Christus ein Teil des kostbarsten künstlerischen und geistigen Eigentums des Dorfes ist und daß sein Platz von Rechts wegen der sein müßte, den er dreihundertfünfzig jahre lang innehatte: über dem Altar, an dem

auch Ihr die heilige Kommunion empfangen und vor dem Ihr geheiratet habt. Vor dem Eure Mutter betete, als Ihr im Kriege wart. Der arme alte Pfarrer versteht das alles, aber er kann eben nichts anderes tun als gehorchen. Und er wird auch gehorchen es sei denn, jemand hindere ihn mit Gewalt daran. Was kann ein armer alter Pfarrer gegen Gewalt ausrichten? Genosse Bürgermeister, ich bitte Euch: Erklärt Euren Vorgesetzten meine bedrängte Lage und berücksichtigt sie auch selber, wenn Ihr mein Führungszeugnis zusammenstellt.«

»Hochwürden«, schrie Peppone, »wenn Ihr glaubt, ich hätte Lust, mich an der Nase herumführen zu lassen, so irrt Ihr Euch!«

Peppone meinte es ernst; am andern Morgen war das Dorf mit großen Plakaten tapeziert, die die geplante Untat meldeten und mit zwei Zeilen in Riesenlettern schlossen: »*Der Christus gehört uns! Hände weg vom Christus!*«

Gegen Mittag begab sich Don Camillo, der sich durch Peppones Einsprache nicht im geringsten stören ließ, mit seinem Fahrrad ruhig zu seiner privaten Kapelle in dem alten Herrenhaus weit draußen in den Feldern, wo eine große Überraschung seiner harrte: Die gröbsten Haudegen aus Peppones Team kampierten in dem ungepflegten Garten und vertrieben sich die Zeit mit Unkrautjäten.

»Seid ihr euch bewußt, daß dies Privatbesitz ist und daß ich euch wegen Hausfriedensbruchs anzeigen könnte?« sagte Don Camillo zu den Anführern Brusco und Bigio.

»Jawohl, Hochwürden«, antwortete Brusco.

»Kann ich eintreten, um den Christus und die Altarteile zu verpacken?« erkundigte sich Don Camillo.

»Jawohl, Ihr könnt eintreten, aber verpackt wird nichts. Ihr seid Priester und nicht Spediteur.«

»Mit den Gewerkschaften will ich natürlich keine Scherereien haben«, sagte Don Camillo und kehrte um.

Die Polemik schlug hohe Wellen: Die Zeitungen räumten dem ›umkämpften Christus‹ eine Menge Platz ein. Der entfesselte Peppone hielt Volksversammlungen ab und hetzte seine Propagandaabteilung in den Feldzug.

Nie hatte man eine so vollkommene Übereinstimmung erlebt wie bei dieser Gelegenheit. Mit einem Mal schüttelte das Dorf seine Gleichgültigkeit ab und erhob sich. Es war der Aufstand des Dorfes gegen die Stadt, die das Land seit jeher verachtet, ausbeutet und zu erdrosseln versucht.

Jede politische Rivalität vergessend, scharte sich das ganze Dorf einmütig um seinen Christus. Selbst die Atheisten sprachen von ›ihrem‹ Christus und von dem historischen, künstlerischen und geistigen Gut, das man dem Dorfe zu rauben versuchte.

Tag und Nacht war der Garten des alten Herrenhauses draußen in den Feldern voller Leute. Und da Don Camillo vergessen hatte, die Haustür zu verriegeln, konnten die Okkupanten sogar unter Dach schlafen.

Eine gemischte Kommission, die sich aus Vertretern aller Parteien und Vereinigungen zusammensetzte, ging in die Stadt und ließ sich vom Bischof empfangen, dem Peppone den respektvollen, aber energischen Protest der Gemeindepfarrer unterbreitete.

Der Bischof hörte ihm aufmerksam zu, dann breitete er lächelnd die Arme aus.

»Es ist nur ein Mißverständnis«, sagte er. »Nichts hindert, daß der Altar, auch wenn die heilige Messe nach dem neuen Ritus zelebriert wird, angesichts seines außerordentlichen künstlerischen und geistigen Wertes mit allem, was dazu gehört, dorthin zurückkehren kann, wo er immer gewesen ist. Unter der Voraussetzung allerdings, daß der Pfarrer keine besonderen, stichhaltigen Gründe hat, sich dem zu widersetzen. Ihm und nur ihm steht also die Entscheidung zu.«

Als die Kommission Don Camillo berichtete, was der Bischof

gesagt hatte, antwortete er demütig: »Wir sind hier, um den Anordnungen Seiner Exzellenz des Bischofs zu gehorchen.«

Es war ein milder Herbstmorgen, und die Luft und die Felder schimmerten wie Goldstaub.

In der Nacht hatte eine freiwillige Mannschaft den Altar wieder dort hingestellt, wo er jahrhundertelang gestanden hatte, und jetzt warteten die Menschen aus der ganzen Gemeinde – alle, alt und jung, Männer und Frauen ohne jede Ausnahme – in zwei endlosen Reihen links und rechts der Straße, die zu dem alten, einsamen Herrenhaus führte.

Aus dem Tor kam die Dorfmusik, und der Klang der Blasinstrumente erfüllte die Luft über den goldenen Feldern. Hinter der Musik ungefähr eine Milliarde Kinder, hinter den Kindern Don Camillo, der den großen gekreuzigten Christus trug und mit langsamem, festen Schritten vorrückte. Dahinter die Gemeindefahne und dann Peppone mit grünweißrotem Bauchriemen, gefolgt von der gesamten Gemeindeverwaltung.

Und während der Zug sich vorwärtsbewegte, schlossen sich die Leute an der Straße fortlaufend hinten an. Das große hölzerne Kreuz war schwer, und der Riemen der Ledertasche, in der der Fuß des Kruzifixes ruhte, schnitt Don Camillo in die Schulter. Und die Straße war lang.

»Herr«, flüsterte Don Camillo einmal, »bevor mein Herz aussetzt, möchte ich in die Kirche gelangen und Euch wieder dort überm Altar sehen.«

»Wir werden hingelangen, Don Camillo, wir werden hingelangen«, antwortete Christus, der jetzt allen viel schöner vorkam als früher.

Und sie gelangten hin. Alte Pfarrer, auch die mit einem weichen Herzen, haben harte Knochen, und darum kann die Kirche Christi, die ganz auf ihren Schultern lastet, allen Stürmen trotzen.

Deo gratias.



## **Elftes Kapitel**

### **Kompliziert ist die Jugend von heute**

*Niemand weiß, was in den Köpfen der Jugendlichen vorgeht:*

*Ihr Leben ist ein fortwährender Protest, der manchmal dramatische Formen annehmen und sogar bewirken kann, daß ein rebellischer Jüngling einem Mädchen ausgeliefert ist.*

Ins Pfarrhaus kam so ein Experte vom zuständigen Ministerium, um das berühmte Kruzifix, von dem die Zeitungen so viel geschrieben hatten, zu besichtigen und zu untersuchen. Und als er es besichtigt und untersucht hatte, sagte er, er werde veranlassen, daß es für die notwendige Restaurierung abgeholt würde.

»Das Kruzifix bleibt hier«, antwortete ihm Don Camillo mit eiserner Miene. »Da gibt's nichts zu restaurieren.«

Der Ministeriale war vom Sekretär des Bischofs begleitet, und dieser junge Geistliche, für den Don Camillo ohnehin ein rotes Tuch war, fuhr hoch:

»Hochwürden, reden wir doch keinen Unsinn! Die rechte Hand des Christus ist am Handgelenk abgebrochen und an der gleichen Stelle auch der Arm des Kreuzes, den irgendein Stümper mit einem hinten angeschraubten Eisenkloben notdürftig geflickt hat. Oder haben Sie das etwa nicht bemerkt?«

»Und ob!« gab Don Camillo zu. »Ich bin nämlich der Stümper, der das repariert hat.«

Der ministerielle Sachverständige war einer von jenen rührigen Beamten, die imstande sind, den Bau einer notwendigen Brücke zwanzig Jahre lang zu blockieren, wenn beim Aushub der Fundamente eine Topfscherbe aus dem Jahre 1925 gefunden wird, während sie keinen Mucks machen, wenn jemand den Triumphbogen des Titus zerstört, um an seinem Platz eine Tankstelle zu errichten. Er schüttelte den Kopf und

grinste mitleidig.

»Wir wollen keine Zeit verlieren, Hochwürden. Die Leute, die das Kruzifix abholen, werden Ihnen eine vorschriftsmäßige Quittung aushändigen.«

Don Camillo erläuterte ihm mit bewunderungswürdiger Offenheit, was er mit diesem Blatt Papier anfangen würde, und erinnerte ihn daran, daß die Tür zum Verlassen der Kirche die gleiche sei wie die zum Eintreten. Der Sachverständige jedoch besaß einen Doktortitel, der ihn befugte, mit seinem Hinterteil einen wichtigen Sessel zu wärmen, und blähte seine Brust auf wie ein Truthahn: »Hochwürden, ich vertrete das Unterrichtsministerium!«

»Das Unterrichtsministerium war am Morgen des 15. Oktober 1944 nicht hier«, erwiderte Don Camillo. »Aber diejenigen, die ich vertrete, waren hier.«

»Hochwürden, verschonen Sie uns mit Ihren Witzen«, schnaubte der Sekretär des Bischofs verärgert.

»Es ist kein Witz: Ich habe mindestens dreihundert Augenzeugen. Wenn Sie wollen, schlage ich schnell mit dem Hammer an die Glocken, und in einem Augenblick sind sie alle hier.«

Obwohl der junge Geistliche aus den Bergen und der Sachverständige aus Rom stammte, wußten sie beide, daß in diesem fetten Landstrich am rechten Ufer des Stromes Leute leben, die leicht in Hitze geraten.

»Schon gut, schon gut«, sagte der Ministeriale. »Erzählen Sie nur.«

»Es ist ein Kriegswitz«, erklärte Don Camillo. »Die Deutschen kamen ins Dorf und versteckten ihre Panzer und Kraftfahrzeuge unter den Alleenbäumen, in den Laubengängen und Hintergärten der Häuser. Aber auch hier gab es jemanden, der die Alliierten mit einem geheimen Radiosender über jede Bewegung der Deutschen auf dem laufenden hielt. Die Befreier

wurden also unverzüglich informiert, und eines Sonntagsmorgens waren ihre Flugzeuge über dem Dorf. Es war die Hölle – aber die Leute blieben ruhig in der Kirche, wo die Messe gelesen wurde. Auch ich bewegte mich nicht vom Fleck, nur war das meinerseits kein Verdienst, denn ich war Feldgeistlicher gewesen und an Bomben gewöhnt. Bei der Wandlung explodierte eine Bombe auf dem Dach des Glöcknerhauses. Ein großer Splitter drang durch das Chorfenster hinter dem Altar ein; Jesus aber beschützte uns und fing den Splitter mit dem rechten Kreuzesarm auf. Lachen Sie nur, Sie haben recht: Der gekreuzigte Christus des Altars ist ja nur bemaltes Holz. Diese Männer und diese Frauen hingegen waren nicht aus Holz, sondern aus Fleisch und Blut. Und doch war ihr Glaube stärker als ihre Furcht, und niemand rührte sich. Der Splitter riß das Ende des Kreuzesarmes samt der Hand von Christus weg. Und die auf das Holzstück genagelte Hand fiel vor die Altarbrüstung, alle sahen sie dort liegen, diese arme leblose Hand. Agnus Dei qui tollis peccata mundi... Sie verstehen: Über diesen Witz lacht man vielleicht in der Stadt. Hier hingegen hängen die Leute eben an dieser Art von Witzen, und darum schauen alle – die Alten, die es miterlebten, und die Jungen, die es von den Alten gehört haben – immer noch auf diese gebrochene Hand. Auch ich bin wie diese Leute: Ich bin ein alter Priester und finde, Christus habe keine Schönheitschirurgie nötig, um die Male seiner Rißwunden zu verstecken. Der Eisenkloben, wie ihn der Herr Sekretär richtig genannt hat, das ist der Splitter, der den Kreuzesarm und die Hand durchschlagen hat; ich habe mit dem Bohrer Löcher hineingemacht, um ihn hinten anschrauben zu können. Der Krieg muß ja wohl auch für etwas gut sein. Nun – Sie können natürlich nicht auf solche Witzchen Rücksicht nehmen, weil Sie den Staat vertreten.«

»Nicht immer«, sagte der ministerielle Sachverständige. »Manchmal vertrete ich auch mich selber. Von mir aus ist alles in Ordnung. Das Kruzifix ist in der Tat ein ungewöhnliches

Kunstwerk, aber ich glaube, Ihnen brauche ich nicht zu sagen, Sie sollten es sorgfältig behüten.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, antwortete Don Camillo mit einer Verbeugung.

Es ist der Menschheit gelungen, herauszufinden, wie man die Kernenergie im Zügel hält. Aber noch niemand hat herausgefunden, wie man Wirrköpfe vom Schläge Cats im Zügel halten kann.

Cat hatte eine neue Methode eingeführt. Sie saß tagelang im Glöcknerhaus, las oder schrieb etwas, um dann von Zeit zu Zeit plötzlich auf ihr verflixtes Motorrad zu hüpfen und zu verschwinden.

Wohin?

Niemand hatte eine Ahnung; Don Camillo besaß bloß ein Fahrrad, und es war deshalb gar nicht daran zu denken, dem ungezogenen Miniverstand zu folgen. So entschloß er sich, um Hilfe zu bitten, und sobald Peppone vor dem Pfarrhaus vorbeiging, rief er ihn herein.

»Genosse Bürgermeiser«, sagte er, »ich möchte mit Eurem Sohn Michele reden; könnt Ihr ihm das ausrichten?«

»Nein«, gab Peppone zurück. »Das einzige, was ich könnte, wäre, diesem Galgenstrick eine herunterhauen.«

»Das wundert mich, Genosse Bürgermeister. Es ist doch in der Gegend seit längerer Zeit still. Man hört gar nichts mehr von jenen Schlägereien und Gaunerstückchen, die so unverwechselbar den Geist Eures Sprößlings verrieten. Ja, man sieht ihn überhaupt nicht mehr. Ich hatte schon beinahe Angst, das Bürschlein sei krank.«

»Ist er auch!« schrie Peppone. »Krank im Hirn. Jetzt, wo er bald einrücken soll, weigert er sich auf einmal, Militärdienst zu leisten. Bandit will er werden, versteht Ihr das? Weglaufen und

sich versteckt halten!«

»Da müßtet Ihr doch stolz sein, Genosse!« meinte Don Camillo. »Offenbar hat sich der wackere Michele Eure antimilitaristischen Reden angehört. Ich erinnere mich, wie Ihr bei Eurer letzten Wahlversammlung gesagt habt, wenn die Gefängnisse Fortbildungsschulen für Diebe seien, so seien die Kasernen Fortbildungsschulen für Mörder.«

»Da redete ich von Amerika in bezug auf Vietnam!« protestierte Peppone. »Michele hat nicht in meinen Versammlungen von Dienstverweigerung gehört, sondern in Eurer Kirche!«

»Für das, was Don Chichì gesagt haben mag, bin ich nicht verantwortlich«, wehrte sich Don Camillo. »Ich bin ich, und Don Chichì ist Don Chichì.«

»Das heißtt, zwei hirnverbrannte Priester, die von der gleichen Kanzel herab im Namen des gleichen Herrgotts reden und einmal das Faß, einmal den Reifen schlagen!«

Peppone war rasch in Wut geraten und sagte nun Dinge über Priester, bei denen sich einem Kahlkopf die Haare gekräuselt hätten. Und Don Camillo blieb ihm nichts schuldig, aber als er eben die Selbstbeherrschung zu verlieren drohte, fand er mit einem Schlag seine Ruhe wieder.

»Genosse«, sagte er friedlich, »in dieser Welt, wo jeder sich einen Dreck um alle andern kümmert, in dieser Welt, die vom Egoismus und von der Gleichgültigkeit beherrscht wird, kämpfen wir beide immer noch an einem Krieg herum, der schon lange aus ist. Hast du nicht auch das Gefühl, wir seien zwei Gespenster? Ist dir nicht klar, daß wir schon bald, nachdem wir so lange jeder für seine Fahne gestritten haben, mit Fußtritten fortgejagt werden – ich von meinen Leuten und du von deinen – und daß wir dann alt und elend miteinander unter einer Brücke schlafen müssen?«

»Und was würde das schon bedeuten?« entgegnete Peppone.

»Dann streiten wir eben unter der Brücke weiter.«

Don Camillo dachte, es sei in einer schmutzigen, lausigen Welt, wo es nicht möglich ist, einen wahren Freund zu haben, doch ein großer Trost, einen wahren Feind zu finden, und antwortete: »Einverstanden, Genosse. Schick mir Veleno.«

Veleno kam, sein Gesicht war finster, und die Haare hingen ihm über die Augen.

»Wenn dir heiß ist, kannst du ruhig die Perücke abnehmen«, sagte Don Camillo zu ihm.

»Die Perücke ist zu Hause in der Kommode«, erwiderte Veleno. »Diese Haare sind meine eigenen. Auch Samson sind die Haare wieder nachgewachsen.«

»Tja. Und wie Samson hast also auch du deine Kräfte wiedergefunden und hast jetzt im Sinn, alles zu zerstören, angefangen bei der Armee.«

»Ich will nichts zerstören«, murkte der junge Rebell. »Ich will einfach nicht in den Militärdienst, das ist alles. Kriege hat es genug gegeben, wir Junge wollen den Frieden. Wenn ihr Krieg haben wollt, könnt ihr Alten ihn allein machen.«

»Ich will keinen Krieg«, erklärte Don Camillo. »Ich möchte nur wissen, was zum Teufel Cat wieder zusammenbraut. Alle paar Tage ist sie weg. Ich fürchte, sie hat den Kontakt mit diesen Stadtgangstern wiederaufgenommen. Weißt du nichts davon?«

Veleno schüttelte sein haarreiches Haupt.

»Tatsächlich habe ich das auch geglaubt und bin ihr einmal nachgefahren. Aber sie hat's gemerkt, ist abgestiegen und hat gesagt, ich soll mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Da schickte ich sie zum Teufel. Schließlich habe ich keinerlei Recht, zu überprüfen, was sie macht.«

»Ich hingegen habe nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht«, betonte Don Camillo. »Besorg dir einen Mietwagen

und halte dich bereit. Ich werde dich für deine Bemühungen bezahlen.«

»Es genügt, wenn Sie für das Auto aufkommen. Die Genugtuung, das freche Ding zu ärgern, ist mir der schönste Lohn. Wenn es soweit ist, pfeifen Sie einfach.«

Don Camillo brauchte nicht einmal zu pfeifen: Als Cat zwei Tage später ihr Motorrad bestieg und fortschoß, stand Veleno schon nach einer Minute mit dem Wagen vor dem Pfarrhaus.

Don Camillo stieg zu, und die beiden machten sich an die Verfolgung. Veleno fuhr, als gälte es, einen Renntag in Indianapolis einzubringen, und sehr bald war Cat in Sicht. Sie fuhr ruhig und ohne Argwohn dahin, so daß man ihr mühelos folgen konnte.

Etwa zehn Kilometer vor der Stadt verließ Cat die Hauptstraße und bog in eine Nebenstraße ein, die sich in den Feldern verlor. Auch Veleno bog ab, und nach einer Weile verschwand Cat durch ein Tor, von dem aus eine lange, von hohen Pappeln gesäumte Allee nach hinten führte.

Don Camillo und Veleno fanden das Tor geschlossen und mußten anhalten. Links stand ein Pförtnerhäuschen; als Veleno hupte, erschien der Wärter.

»Sind Sie Mitglieder?« fragte der Mann.

»Mitglieder von was?« fragte Don Camillo.

»Wenn Sie nicht wissen, worum es sich handelt, brauche ich es Ihnen auch nicht zu sagen«, knurrte der Mann, der anscheinend eine ausgesprochene Abneigung gegen Priester und gegen langhaarige Jünglinge hatte. Damit zog er sich in sein Häuschen zurück.

Die Liegenschaft war von einem hohen Metallgitter umschlossen, das der Straße entlanglief.

»Fahren wir rundherum, bis wir irgendwo hineinkönnen oder sehen, was es ist«, schlug Veleno vor und setzte den Wagen

wieder in Gang.

Das Gut mußte ein riesiges Viereck sein, denn als sie um die nächste Ecke bogen, sah es dort wieder gleich aus: Graben, Metallgitter und dichte Hecke.

Veleno hielt an. »Hochwürden«, sagte er, »wenn Sie wollen, nehme ich die Zange und schneide das Gitter durch und gehe hinein, um nachzusehen. Die Sache ist faul.«

»Nein«, meinte Don Camillo. »Zuerst wollen wir ganz herum fahren.«

In diesem Augenblick hörte man das Brummen eines Motors, das näher kam, und ein Flugzeug schoß in höchstens fünfzig Meter Höhe hinter der Hecke hervor und donnerte über ihre Köpfe hinweg. Sie stiegen aus und sahen ihm nach: Das Flugzeug gewann Höhe, kam zurück und wiederholte seine Schleifen, bis es zweitausend Meter erreicht hatte.

Mit einem Mal löste sich etwas von der Maschine, und eine große weiße Blume ging in dem blauen Herbsthimmel auf.

»Ich verstehe nicht, daß es so verrückte Leute gibt, die sich damit amüsieren, mit einem Fallschirm abzuspringen!«

Aber da sie schon einmal da waren, konnten sie ebensogut das Schauspiel genießen: Das Männlein, das an dem großen weißen Schirm hing, lavierte geschickt mit den Schnüren, und es schien auch alles wunderbar zu klappen – aber plötzlich kam von irgendwoher so ein verflixter Wind auf, der den Fallschirm packte und gegen den Fluß zu trieb.

»Der Unglückswurm wird Gott weiß wo hinfallen!« rief Don Camillo. »Gehen wir!«

Sie stiegen wieder ein und nahmen die Verfolgung dieses Schiffbrüchigen des Himmels auf, während Veleno murmelte: »So sind diese Pfarrer! Kaum haben sie einmal Gelegenheit, einen Toten zu schnappen, um ihn eingeschrieben an den Herrgott zu senden, so verlieren sie den Kopf!«

Der Fallschirm kam langsam tiefer, und Veleno, der wie ein Wahnsinniger fuhr, brachte es fertig, ihm zu folgen.

»Die Hochspannung!« schrie Don Camillo plötzlich auf, als er sah, wie der Fallschirm sich den Leitungsmasten näherte. Aber wenn es einen Gott für die Verrückten gibt, dann arbeitet für die Fallschirmspringer wohl die ganze Heilige Dreifaltigkeit, jedenfalls gelangte das Bündel glücklich über die Drähte.

»Der landet im Po!« rief Veleno wenig später.

Statt dessen landete der Fallschirmspringer in einer Wiese am Fuß des Dammes, und der große weiße Schirm fiel in dem noch immer grünen Gras in sich zusammen.

Veleno flog auf einem wahren Selbstmordsträßchen den Damm hinunter, überquerte in voller Geschwindigkeit einen Dreschplatz, wobei er eine Schar Hühner hoffnungslos durcheinanderbrachte, und bekam einen Karrenweg unter die Räder.

Durch das nasse Gras stapfend, gelangten sie zu dem Fallschirmspringer. Er hatte sich bereits aus den Schnüren befreit und nahm eben seinen Helm ab.

Und da leuchtete in der Sonne das rote Haar Cats.

Don Camillo überwand die letzten Meter mit Känguruhsprüngen. »Kannst du denn wirklich nur verrückte Dinge tun?« brüllte er sie an.

Cat zündete sich eine Zigarette an und antwortete sehr ironisch: »Ein Sport für Priester oder für Bauernlümmel ist das ja allerdings nicht.«

»Und wer heißt es dich tun?« keuchte Don Camillo.

»Wenn es mein Vater tat, warum sollte ich's nicht auch?«

»Dein Vater tat es, weil Krieg war und weil der Krieg die Männer zu den irrsinnigsten Dingen zwingt!« sagte Don Camillo.

»Mein Vater tat es, weil er Mut hatte. Und wenn einer Mut

hat, verdient er sogar als Soldat Respekt.«

Jetzt kamen die Leute vom Flugfeld auf die Wiese; sie waren besorgt, aber Cat beruhigte sie: »Alles prima. Das einzige schlimme Ereignis war das Eintreffen des hochwürdigen Onkels mit seinem Kirchendiener. Ihr wißt ja, wie es ist: Ein Unglück kommt selten allein.«

»Da bin ich anderer Meinung«, sagte Don Camillo. »Das einzige wirklich schlimme Ereignis war, daß sich der Fallschirm öffnete.«

Veleno war vom Zorn so überwältigt, daß er die Sprache erst vor dem Pfarrhaus wiederfand. »Der werde ich es zeigen, dieser Göre, was für ein Kirchendiener ich bin!« sagte er, und in seiner Stimme lag ein solcher Haß, daß Don Camillo erschrak.

Von diesem Tag an war Veleno verschwunden. Don Camillo hörte erst lange Zeit später durch Peppone wieder von ihm. Genauer gesagt, es war Don Camillo, der Peppone fragte, was denn mit Veleno los sei, und Peppone gab ihm zur Antwort: »Das mag Euer Herrgott wissen, was mit ihm los ist. Zuerst will er nicht einrücken und redet vom Untertauchen. Dann geht er einen ganzen Monat früher, als er müßte, und stellt die tollsten Dinge an, nur um zu den Para eingeteilt zu werden! Versteht Ihr? Para! Diese Kerle, die sich mit dem Fallschirm in die Luft schmeißen! Begreift Ihr noch etwas bei diesen Jungen?«

»Ich nicht«, antwortete Don Camillo. »Die Jugend von heute ist entsetzlich kompliziert.«

»Zum Verrücktwerden!« knirschte Peppone. »Und daß wir nicht mehr schlafen können, weil er in solcher Gefahr ist beim Abspringen, daran denkt er nicht, der Lümmel!«

»Die größte Gefahr ist nicht diese«, murmelte Don Camillo.

## **Zwölftes Kapitel**

### **Sankt Michael hatte vier Flügel**

*Eine Untersuchung des Verhaltens der Jugendlichen von heute ist unmöglich:*

*Ihr Zynismus, ihre oft gotteslästerliche Ungezwungenheit machen aus dieser Jugend eine erbarmungslose, unberechenbare Generation.*

*Keinerlei Hindernisse vermögen sie aufzuhalten – vielleicht nicht einmal der Tod.*

Die Stube war noch die gleiche, und doch fühlte Don Camillo ein Unbehagen. Gewohnheit ist etwas, was dich auch Dinge sehen läßt, die nicht mehr da sind; das Unterbewußtsein dagegen macht dich auf Veränderungen aufmerksam. Ein bestimmtes Verhältnis der Raumeinheiten, zwischen ausgefüllten und leeren Stellen, zwischen Licht und Schatten ist gestört, und das Unterbewußtsein gewahrt es.

Zum viertenmal schaute Don Camillo sich um, und da endlich bemerkte er, daß das uralte kleine Bild von San Giovannino verschwunden war.

Desolina wußte von nichts; nach längerem vergeblichem Suchen entschied Don Camillo, das Bild müsse gestohlen worden sein, und sagte: »Ich gehe gleich zu den Carabinieri und melde den Diebstahl.«

»Das täte ich nicht«, bemerkte Cat, die in diesem Augenblick in die Stube trat. Ihre schwarze Lederjacke glänzte, weil sie mit dem Motorrad lange durch den Nebel gefahren war.

»Und warum nicht?«

»Weil das Bild hier ist«, antwortete Cat, nahm den San Giovannino aus der Mappe, die sie bei sich hatte, und hängte ihn wieder an seinen Nagel.

»Ich hab's zu einem Mann in der Stadt gebracht: Er ist bereit, dafür fünfhundert Lappen herauszurücken. Halbe Million.«

»Interessiert mich nicht«, entgegnete Don Camillo scharf. »Das hat mir mein alter Bischof vor zwanzig Jahren geschenkt, und ich halte es in Ehren wie meinen Augapfel. Warum sollte ich es verkaufen?«

»Um Gerede zu vermeiden«, setzte ihm Cat ruhig und ohne jede Scham auseinander. »Stellt Euch bloß vor: Der hochwürdige Herr Pfarrer läßt sich seine Nichte zur Umerziehung anvertrauen, und dieses Früchtchen bringt ihm ein uneheliches Kind ins Haus! Da ich in diesem Zustand nicht zu meiner Mutter zurückkehren kann, weil sie sonst der Schlag trifft, dachte ich, ich gehe fort, suche mir eine Arbeit und bringe das Kleine auf eigene Rechnung zur Welt. Aber dafür brauche ich Geld. Oder möchtet Ihr lieber, daß ich als Callgirl in die Stadt gehe?«

»Ich möchte bloß, daß der Himmel dich erschlägt!« schrie Don Camillo außer sich. »Eine solche Schurkerei hätte ich dir denn doch nicht zugetraut.«

»Ein Kind haben, ist doch keine Schurkerei.«

»Hast du denn gar nicht daran gedacht, was du deiner Mutter antust?«

»Nein – in jenem Moment dachte ich nur an das, was Veleno mir antat.«

»Veleno! Ich denke, den mochtest du nicht sehen?«

»Ich sah ihn ja auch nicht, es war um zwei Uhr früh.«

Diese Unverschämtheit schrie nach Vergeltung, und Don Camillo ballte die Hände: »Diesmal entkommst du mir nicht; ich breche dir alle Knochen.«

»Ihr würdet es wagen, eine Frau in meinem Zustand zu schlagen?« tadelte Cat. »Oh, aber Ihr seid natürlich nie Mutter gewesen und könnt nicht ahnen...«

Don Camillo war ein Mann der raschen Entschlüsse: Vor der Frechheit dieses Mädchens ergriff er die Flucht. Er lief in den Garten und stieß von außen durch die dicken Gitterstäbe die Fensterscheiben auf. »Bleib mir weit genug vom Leibe, daß ich dich mit ausgestrecktem Arm nicht erreichen und erwürgen kann, und dann gib Antwort: Dieser Schuft also hat dich in Schwierigkeiten gebracht?«

Cat hatte sich ans Kaminfeuer gesetzt, eine Zigarette angezündet und rauchte ruhig. »Ich bin nicht in Schwierigkeiten, hochwürdiger Onkel. In Schwierigkeiten seid Ihr. Übrigens hat das mit einem Schuft nichts zu tun. Es ist ganz klar, daß Veleno, wenn ich nicht gewollt hätte...«



»Veleno!« brüllte Don Camillo und klammerte sich an das Fenstergitter. »Dieser Verbrecher wird die Last seiner Verantwortung tragen! Er muß dich sofort heiraten.«

Das Mädchen grinste höhnisch: »Aber, aber, hochwürdigster Onkel, sind wir denn bei den Unterentwickelten, die ihre vierzehnjährigen Kinder verheiraten, bloß um die Familienehre zu retten? Welche sich dann weitervermehren wie die Karnickel und schließlich auf die Piazza oder in die Laubengänge des

Rathauses kampieren kommen, weil sie finden, die Gesellschaft müsse sie füttern und unterbringen? Ist das die katholische Moral? Wie kann man eine Heirat zwischen zwei dummen Kindern als Ehe ansehen! Ist das die Achtung vor der Familie? Es ist doch viel unmoralischer, zwei Unzurechnungsfähige zu verheiraten, als zweihundert ledige Mütter herumlaufen zu lassen! Gerade wegen der Achtung, die ich vor der Familie und vor der Ehe habe, werde ich niemals einen verdrehten Dummkopf wie Veleno heiraten! Mußheirat! Um ein Löchelchen zu stopfen, reißt man ein ganzes Leck auf! Wie seriös das ist: Damit man einen lausigen kleinen Fünfhunderter fahren kann, muß man eine furchtbare Prüfung durchstehen und das Patent erwerben. Aber um zu heiraten und eine Familie zu gründen, was tausendmal wichtiger und schwieriger und für die Gesellschaft gefährlicher ist, dafür braucht man bloß vor einem Pfäfflein ›ja‹ zu sagen.«

Don Camillo, der sich mit beiden Fäusten am Gitter festhielt, litt Qualen, schwitzte und kochte vor Wut.

»Ich werde dich in ein Heim stecken«, keuchte er.

»Seit gestern bin ich volljährig, Hochwürden, und niemand darf gegen meinen Willen etwas, das mich betrifft, unternehmen.«

Da er nicht mit den Zähnen zupacken und einen der Gitterstäbe ausreißen konnte, brüllte Don Camillo: »Nimm das Bild, verkauf es und geh zum Teufel!«

Cat warf den Zigarettenstummel auf die brennenden Klötze, stand auf, nahm das Bildchen, steckte es wieder in ihre Mappe und ging zur Tür. »Okay, Hochwürden«, sagte sie. »Wenn es ein Junge wird, nenne ich ihn Camillo.«

Peppones Frau hatte eine fixe Idee: Sie wollte einen Pelzmantel. Nicht einen wie ein Filmstar, natürlich, sondern etwas Bescheidenes, das nicht mehr als eine Million Lire

kostete. Peppone war fest entschlossen, nicht nachzugeben: »Stell dir doch vor: Wenn man mich sowieso schon verbürgerlicht schimpft, kann ich dir doch nicht auch noch einen Pelzmantel kaufen!«

»Hier sind wir nicht in China, wir haben keine Rote Garde«, gab seine Frau zurück.

»Aber hier sind wir in einem Dorf, und hier leben Tausende von Tröpfen, die behaupten werden, ich bestehle das Volk und bereichere mich auf seine Kosten.«

»Dummes Zeug! Der Laden gehört dir, du hast ihn mit deinem und auch mit meinem Geld aufgemacht!«

»Maria! Verstehst du denn nicht, daß ich mich unmöglich mache, wenn ich auf der Piazza dauernd rufe, daß das Volk leidet, und dann hingehe und dir einen Pelzmantel kaufe?«

»Dann hör eben auf zu rufen, daß das Volk leidet. Es leidet ohnehin keiner mehr, und marschieren tut ihr mit dem Auto! Übrigens, wenn einer leidet, leidet er genau gleich, ob ich nun einen Pelz oder einen Wollmantel trage.«

In diesem Augenblick klopfte es, und Peppone kam zu einer Atempause.

Peppones Frau ging zur Tür und kam mit Cat zurück.

»Herr Bürgermeister«, sagte Cat, »ich hätte gern eine Auskunft.«

»Da müssen Sie ins Rathaus gehen und sich an den Gemeindesekretär wenden«, antwortete Peppone.

»Das kann ich nicht«, erklärte Cat. »Der Kindsvater ist nicht ein Sohn des Sekretärs, sondern des Bürgermeisters.«

Peppone starrte sie offenen Mundes an. »Fräulein, sind Sie übergeschnappt?«

»Nein. Nach Ansicht des Arztes erwarte ich ein Kind.«

»Dann erwarten Sie es, wo Sie wollen, aber nicht hier drin!« schrie Peppones Frau wild auf.

»Sehr gut«, entgegnete Cat ruhig. »Nachdem mein Onkel mich hinausgeschmissen hat und nachdem der Vater des Kindes, Veleno meine ich, beim Militär ist, werde ich mich eben auf die Freitreppe des Rathauses setzen und mein Kind erwarten.«

»Mir ist nicht bekannt, daß mein Sohn Michele ein Verhältnis mit Ihnen hat!« behauptete Peppone entschlossen.

»Mir ist es bekannt«, kicherte Cat. »Und in ein paar Monaten wird es noch viel bekannter sein.«

Peppones Frau war außer sich vor Wut: »So etwas müssen Sie mit meinem Sohn ausmachen!« rief sie. »Wir haben nichts damit zu tun. Hinaus!«

»Einen Augenblick, Maria!« wandte Peppone ein. »Die hier ist verrückt, die ist imstande und zieht einen Skandal auf.«

»Das gleiche hat mein hochwürdiger Onkel gesagt, der eine halbe Million vom Nagel abgehängt hat, nur um mich loszuwerden.«

»Ah, du Dirne!« explodierte Peppones Frau. »Du willst also von der heiklen Lage meines Mannes profitieren, um uns zu erpressen! Du willst mit Gewalt eine Heirat erzwingen!«

»Heirat?« wiederholte Cat höhnisch. »Ja, bilden Sie sich denn ein, ein hübsches und tüchtiges Mädchen wie ich werfe sich an einen einfältigen Halbstarken wie Ihren Sohn weg?«

Peppone fing seine Frau, die sich auf Cat stürzte, um sie zu zerfleischen, im Fluge auf und sagte: »Fräulein, wenn es sich nicht um Heirat handelt, würden Sie mir vielleicht sagen, was Sie dann möchten?«

»Ich möchte von hier fortgehen, irgendwo zwei Zimmer finden, mein Kind zur Welt bringen und es allein aufziehen. Ich habe nicht die leiseste Absicht, eine Lotterfamilie zu gründen, indem ich einen Nichtsnutz wie Ihren Sohn heirate. Ich habe meine Würde und meine moralischen Prinzipien.«

»Hör dir das an!« kreischte Peppones Frau. »Die wagt es, von

Würde und Moral zu reden. Nach dem, was sie gemacht hat!«

Cat hatte sich gesetzt und eine Zigarette angezündet.

»Gewiß, Frau Bottazzi«, lächelte sie. »Ich habe mit Ihrem Sohn genau das gemacht, was Sie mit Ihrem Mann gemacht haben. Außer, Ihr Ältester wäre ein Phänomen, das mit vier Monaten zur Welt kam. Allerdings erniedrige ich mich nicht so weit, zu heulen und zu sagen: ›Wenn du mich nicht heiratest, werfe ich mich unter den Zug!««

»Ich habe nie damit gedroht, mich unter den Zug zu werfen!« widersprach die Frau.

»Das stimmt«, bestätigte Peppone. »Sie drohte, sich in den Po zu werfen. Mädchen, wollen Sie uns jetzt sagen, was Sie von uns verlangen?««

»Ich verlange nichts: Ich hätte gern eine ehrliche Arbeit.««

»Arbeit? Ich habe keine Arbeit, die ich Ihnen geben könnte.««

»Herr Bürgermeister: Das Geld von meinem Onkel hat mir erlaubt, einen prächtigen gebrauchten Kombiwagen zu kaufen und in La Rocchetta zwei Zimmerchen zu mieten und einzurichten. Ich werde herumfahren und eure Waren verkaufen, und Sie geben mir eine Provision auf jedes verkauftes Stück.««

»Und warum wenden Sie sich nicht direkt an die Fabriken?« brummte Peppone.

»Ich hab's versucht, aber überall möchte man von mir eine gewisse Art persönlicher Dienstleistungen, zu denen ich keine Lust habe. – Selbstverständlich werde ich offiziell nicht für Sie verkaufen, sondern um Ihnen Konkurrenz zu machen.««

Die Frechheit des Mädchens war ohne Grenzen: Sie hatte im Flur die Diskussion zwischen Peppone und seiner Gattin mit angehört und nutzte das hemmungslos aus.

»Sie brauchen nicht so erstaunt zu sein, Herr Bürgermeister. Ich kenne die Leute. Die Leute haben mehr Freude am Unglück der andern als am eigenen Glück. Der Bauer ist zufrieden, wenn

seine Ernte gut ist, aber noch zufriedener, wenn die des Nachbarn schlecht ist. In der Kirche ist es genauso : Viele Leute benehmen sich nicht deshalb wie Heilige, weil sie sich freuen, in den Himmel zu kommen, sondern weil sie sich freuen, daß die andern in die Hölle kommen. Warum sollen wir, Herr Bürgermeister, angesichts der Tatsache, daß mit der Güte und Intelligenz unserer Mitmenschen nicht zu rechnen ist, nicht ihre Bosheit und Dummheit ausnutzen? Warum kaufen Sie Ihrer Frau, anstatt sie wie eine Hausfrau vom Lande herumlaufen zu lassen, nicht einen Pelz Mantel und einen so großen Brillantring? Eine Menge Leute werden euch hassen und, nur um euch zu ärgern, bei mir kaufen. Und wir machen alle drei großartige Geschäfte.«

»Ich finde, man sollte es versuchen«, riet Peppones Frau. »Die ist ja an List und Tücke dem Teufel noch um eine Nasenlänge voraus.«

Eine irrite Feststellung, denn es waren mindestens zwei Nasenlängen.

Cat, schöner, perfider und strahlender als je, machte rasch Karriere und überflutete die Gegend mit Waschmaschinen, Geschirrspülautomaten, Kühlschränken, Fernsehgeräten, Transistoren und ähnlicher Handelsware.

Die Leute, die von der kolossalen Geschäftigkeit im Hinterraum des Ladens nichts wußten, genossen es unbändig, zu sehen, wie bei Peppone die Kundschaft spärlicher wurde. Und wenn sie Frau Maria mit Pelz Mantel und Brillantring sahen, grinsten sie und freuten sich schon auf den Augenblick, da die Ärmste Pelz und Diamant würde verkaufen müssen, um ein paar Löcher in der Firma zu stopfen.

Nach vier Monaten hatte Cat einen ansehnlichen Kundenkreis, und alles ging großartig vorwärts, aber plötzlich kam Veleno auf einen kurzen Urlaub nach Hause.

Es war eine theatralische Heimkehr, wie man es dort, in der Heimat des Melodramas, liebt: Peppone sprach von der Tribüne der Piazza herab über Vietnam und die Barbarei des amerikanischen Militarismus. Er war gewaltig in Schwung und brachte es fertig, Wörter wie ›Instrumentalisation‹ so gestochen scharf auszusprechen, daß sie dastanden wie in Leuchtschrift. Aber mit einem Mal erblickte er etwas, das ihm den Mund offenstehen ließ. Dort, ganz vorne, stand Veleno in der Uniform eines Fallschirmspringers.

Er schien mindestens zweieinhalb Meter groß, und Peppone fand, es fehlten ihm nur noch zwei Flügel an den Schultern und ein Schwert in der Hand, um auszusehen wie der Erzengel Michael.

Vietnam und Amerika kümmerten ihn nicht mehr, er kam unvermittelt zum Schluß: »Und so enden wir denn mit dem Schicksalsruf: ›Es lebe die Freiheit, es lebe der Friede!‹«

Peppones Frau war in ihrer Phantasie nicht so zurückhaltend wie ihr Mann, als Veleno vor ihr stand: Ihr kam es vor, der Junge habe tatsächlich zwei herrliche Flügel an den Schultern und ein Schwert in der Rechten. Und um seinen Kopf sah sie einen goldenen Heiligschein. Und natürlich löste sie sich in Tränen auf und sagte das, was sie nicht hätte sagen sollen: »Und jetzt, Michele, was machen wir mit der armen Cat? Wenn du wüßtest, wie tüchtig sie ist und wie sie arbeitet...«

Veleno antwortete, er wisse nichts, und da erklärte ihm die Mutter, daß das Mädchen ein Kind erwarte und daß er doch sein Fleisch und Blut nicht so in der Welt herumirren lassen dürfe. Veleno klemmte sich das Motorrad zwischen die Beine und machte sich entschlossen auf den Weg nach La Rocchetta.

Er traf das arme Mädchen auf der Grabenstraße, und es lag ein leichter Nebel über der Landschaft, der dem Ganzen einen Hauch von Märchen verlieh.

Cat saß am Steuer ihres mit Haushaltmaschinen beladenen

Kombiwagens, als Veleno ihr den Weg blockierte.

Cat wurde blaß und klammerte sich verzweifelt am Volant fest. Der Atem stockte ihr, der armen Kleinen; es ist ja schließlich nichts Alltägliches, auf einer einsamen Landstraße Sankt Michael persönlich mit zwei Flügelpaaren, doppeltem Heiligschein und einem großen Flammenschwert in der Faust zu begegnen.

»B-bist du im Urlaub?« stotterte Cat.

»Ja. Man hat mir gesagt, du erwartest ein Kind von mir.«

»Ich habe es auch gehört«, gab Cat zu. »Jedenfalls erwarte ich aber keins.«

»Um so besser«, sagte Sankt Michael und ließ das Flammenschwert kreisen. »Ich verstehe nur nicht, warum du deinem Onkel und meinen Leuten so etwas gesagt hast, wo doch zwischen dir und mir überhaupt nie etwas gewesen ist.«

Da bemerkte Cat, daß Sankt Michael doch bloß zwei Flügel hatte und daß das Schwert gar nicht flammte. Nachdem die Vision solchermaßen in die richtigen Dimensionen gerückt war, fand Cat auch ihre alte Sicherheit wieder.

»Auch ich habe ein Recht auf einen Platz an der Sonne oder nicht?« antwortete sie. »Ich mußte doch eine Beschäftigung finden! Wie hätte ich anders meinen Onkel dazu bringen können, mir Geld herauszurücken, und deinen Vater, mir Arbeit zu geben? Oder glaubst du, nur du hast ein Recht zu leben?«

»Nein«, murmelte Veleno. »Ich meine nur: Warum gerade ich...?«

»Eben du!« attackierte Cat, die nun ihrerseits ein Flammenschwert trug und aussah wie die Jungfrau von Orléans. »Wer bist du denn? Bist du nicht auch ein Rebell wie ich? Einer, der gegen diese dreckige, faule Welt protestiert? Sind wir nicht gleich, auch wenn wir zu zwei verschiedenen Banden gehören? Gib Antwort, großer Veleno, großer Rebell: Gefällt dir die

eklige Welt, die die alten Trottel aufgebaut haben und die sie uns aufhalsen wollen? Gib Antwort: Verdienen diese alten Heuchler und Schmutzfinken irgendwelche Rücksicht? Oder haben sie dir im Regiment außer den Haaren auch deinen Revolutionsgeist abrasiert?«

»Nein!«

»Also, warum sollen wir uns nicht dieser alten Dummköpfe und Lügner bedienen, um eine Welt aufzubauen, die uns gefällt? Die scheinheiligen Feiglinge fürchten den Skandal? Schön! Also habe ich sie terrorisiert, indem ich ihnen mit Skandal drohte. Du hast mir als Vorwand gedient: Ich habe dich benutzt, weil ich dachte, du seist einer der Unsern. Bist du's nicht? Paßt es dir nicht? Willst du heimgehen und sagen, es sei nicht wahr, du habest nichts damit zu tun, du seist ein braves Bübchen, ich hingegen ein Luder? Dann geh nur!«

»Nein«, erwiderte Veleno. »Ich habe mich nicht verändert und kenne die Pflichten der Solidarität. Immerhin, wenn schon...«

»Was?«

»Wenn du schon gesagt hast, du erwartest ein Kind von mir, könnten wir es ebensogut auch wirklich machen. Der Protest wäre dann konkreter.«

»Ich bin gegen Extremismen«, erklärte Cat. »Außerdem bist du nicht mein Typ.«

»Und was wäre dein Typ?« brauste Veleno auf. »Dieser lausige Ringo etwa? Dem schlage ich die Fresse ein.«

»Nicht – er hat mich seiner Tante einen Kühlschrank, seiner Schwester einen Geschirrspülautomaten und seinem Schwager eine Waschmaschine verkaufen lassen. Im übrigen habe ich nie behauptet, Ringo sei mein Typ.«

Veleno schüttelte den Kopf: »Ich verstehe nicht, warum ich nicht dein Typ bin.«

»Springst du schon?«

»Ich bin einer der ersten des Kurses. Sie sagen, ich sei gut.«

»Wie ich?«

»Du bist nicht gut, du bist wahnsinnig. Ich komme auch beim Judo gut voran und lerne jetzt Karate.«

»Das ist schon ein guter Schritt vorwärts«, anerkannte Cat.

»Aber was das Kind betrifft«, beharrte Veleno. »Wenn sie sehen, daß gar nichts passiert, wie windest du dich dann heraus?«

»Ich habe bereits meine feste Tour und meine Kundschaft. Aber für den Augenblick solltest du schon mitmachen.«

»Ja, natürlich. Veleno ist jung und verrät die Jungen nicht.«

»Bleibst du lange?«

»Morgen früh muß ich zurück. Wenn du willst, gebe ich dir meine Adresse. Vielleicht kannst du sie einmal brauchen.«

»Wohl kaum. Aber schreib sie mir trotzdem auf. Ich gebe dir meine Visitenkarte.«

»Gut. Könnte ja sein, daß ich in der Kaserne einen Kühlschrank nötig habe.«

Als er die Visitenkarte von Cat bekommen hatte, riß Sankt Michael sich eine blütenweiße Feder aus einem Flügel, schrieb seine Adresse auf die Karte und übergab sie Cat. Dann ging er ohne Abschied weg. So sind die Jungen von heute: hart. Ja, zäh wie Leder.

Als sie ihm nachblickte, sah Cat, daß es doch nicht nur zwei, sondern vier Flügel waren.

»Ich wußte ja, daß ich mich nicht getäuscht hatte«, murmelte sie vor sich hin, während sie den dritten Gang einschaltete, ohne zu kuppeln.

## **Dreizehntes Kapitel**

### **Es ist Mode, daß die Schafe heulen**

*Allerneueste Heuchelei:*

*Während früher der böse Mensch sich befleißigte, gut zu scheinen, gibt sich heute der Gute oft alle Mühe, den Eindruck zu erwecken, er sei es nicht.*

*Und so heult denn das Schaf wie ein Wolf, während die echten Wölfe im Schafspelz scheinheilig blöken.*

Don Camillo röstete Kastanien im Kaminfeuer seiner Stube, als eine Stimme ihn zusammenfahren ließ.

»Guten Tag, hochwürdigster Onkel!«

»Wir hatten abgemacht, daß du nie mehr hierherkommen würdest«, antwortete Don Camillo, ohne sich umzudrehen.

»In gewissem Sinne, ja«, erklärte Cat. »Aber als ich vernahm, daß Ihr mich braucht, habe ich meinen Widerwillen gegen dieses Mäusenest überwunden und bin gekommen.«

»Ich dich brauchen?« brauste Don Camillo auf.

»Nicht mich persönlich, aber einen guten Zweihundert-Liter-Kühlschrank mit Tiefkühlfach.«

Don Camillo zog die Röstpflanne aus dem Feuer, sprang auf die Füße und pflanzte sich vor dem Frechdachs auf.

»Mach, daß du zum Teufel kommst mitsamt deinen Kühlschränken!« schrie er.

»Warum auch nicht!« lachte das boshaftes Geschöpf. »Da unten könnte ich großartige Geschäfte machen.«

Sie zog einen illustrierten Katalog aus der Mappe und blätterte ihn auf dem Tisch auf: »Das hier wäre der richtige für Euch. Zwölf Raten – Ihr werdet überhaupt nicht spüren, daß Ihr ihn bezahlt.«

»Was soll ich mit einem Kühlschrank?« wehrte sich Don

Camillo.

»Erstens macht Ihr ein gutes Geschäft, weil ich Euch einen großen Rabatt gewähre. Zweitens: Wenn Ihr ihn bei mir kauft, ärgert Ihr Peppone. Drittens: Ihr könnt mir den Kühlschrank als Hochzeitsgeschenk überlassen, wenn ich heirate.«

Don Camillo blieb der Mund offen.

»Ah, du heiratest also doch!« rief er dann.

»Natürlich, früher oder später werde auch ich einmal heiraten. Oder sehe ich aus wie eine, die sich keinen Mann angeln kann, bei all den Idioten, die in Zirkulation sind?«

Die Enttäuschung schürte Don Camillos Zorn.

»Dann besteht also keine Hoffnung, einen Skandal zu vermeiden?« fragte er.

»Ach so, für Euch wäre es kein Skandal, wenn ein Mädchen nach zwei oder drei Monaten Ehe ein Kind bekommt? Ist das die Moral, die man Euch im Seminar beigebracht hat?«

»Fangen wir schon wieder an?« explodierte Don Camillo und schmetterte die Faust auf den Tisch.

»Nein, wenn Euch zwölf Raten zu achttausend recht sind.«

Die Dreistigkeit des Mädchens war so unerhört, daß Don Camillo seine Ruhe vollends verlor.

»Du unverschämtes Ding! Erst stiehlst du mir meinen San Giovannino, und jetzt willst du mir auch noch achttausend Lire im Monat stehlen?«

»Welche Opfer brächte wohl ein Onkel, der nicht Priester wäre, für seine verwaiste, schwangere Nichte?« seufzte die unbestrafte Diebin.

Cat war immer noch bildhübsch, zynisch und voller Spott; und doch lag ein Schatten von Kummer in ihren Augen. Auch war sie dicker und etwas plump geworden.

»Ihr braucht nur hier zu unterschreiben, auf diesem

Verträglein«, erklärte sie. »Ich lasse es Euch hier; überlegt es Euch.«

»Meinetwegen. Ich überlege es mir«, knurrte Don Camillo.

»Schön«, sagte Cat, »jetzt gehen wir in die Werkstatt hinüber.«

»Welche Werkstatt?«

»Eure. Ich will beichten.«

»Und ich soll dir die Beichte abnehmen?« schrie Don Camillo entsetzt. »Ich?«

»Natürlich«, bestätigte Cat, indem sie eine Kastanie schälte. »Wenn Magdalena von Christus angehört wurde, warum sollte ein armseliger Landpfarrer nicht mir zuhören? Seid Ihr vielleicht mehr als Christus?«

»Nein!« brüllte Don Camillo. »Aber ich bin der Bruder deiner Mutter und weiß nicht, was ich mit einer solchen Nichte anfangen soll.«

»Die Verwandtschaft hat nichts zu sagen. Ich bin hier als Sünderin und will dem Pfarrer beichten.«

»Geh zu einem andern Pfarrer, um deine schwarze Pfütze zu leeren!«

»Nein, hochwürdiger Onkel. Ihr wißt schon alles, das macht die Sache einfacher.«

»Nein! Ich hätte bei dir nicht die nötige Seelenruhe. Ich könnte meinen gerechten Grimm nicht einfach ablegen. Ich könnte nicht mit der gebührenden Unparteilichkeit über dich urteilen.«

»Auf Euer Urteil pfeife ich, Hochwürden. Ihr seid nicht der Herrgott. Ihr hört zu, gebt dem Herrgott Bericht, und dann wird Er entscheiden. Ich sehe schon: das Bild von San Giovannino wurmt Euch. Der Priester hat eine heilige Verachtung für das Geld. Für das Geld der andern, natürlich – aber wehe, wenn es an sein eigenes geht!«

»An dem Bild liegt mir nichts. Ich hätte dir alles gegeben, was ich besitze, nur um dich loszuwerden. Was mich empört, ist dein unmoralisches Benehmen!«

»Ehrliche Arbeit ist nichts Unmoralisches!« widersprach Cat.  
»Und meine Arbeit ist ehrlich, ich verrichte sie am hellichten Tag!«

»Wenn ich von Unmoral rede, meine ich die Arbeit, die du nicht am hellichten Tag, sondern im Dunkeln geleistet hast und die in Bälde ein unglückliches vaterloses Geschöpfchen in Umlauf setzen wird. Im übrigen verachte ich deine Bosheit. Ich habe dein perfides Spiel durchschaut: Um dich an dem Mann zu rächen, der dich ins Unglück gebracht hat, versuchst du nun seine Eltern zu ruinieren, indem du ihnen die Kunden wegschnappst.«

Das Mädchen lachte: »Ich schnappe niemandem etwas weg. Ich verstehe das Verkaufen bloß besser als sie, und darum verkaufe ich mehr als sie. Sie warten darauf, daß ihnen die Amseln ins Netz gehen, ich aber fange die Amseln in ihrem Nest. Es ist das gleiche wie bei Euch. Ihr Pfarrer klebt auf euren Sesseln wie die Herren vom Steueramt und wartet, bis die Schäflein kommen. Das dumme ist nur, daß zum Steueramt die Schäflein gehen *müssen*, um sich scheren zu lassen, weil man ihnen sonst das Bett beschlagnahmt und sie ins Kittchen steckt. Hingegen gibt es kein Gesetz, das sie zwingt, hierherzukommen. Hochwürdiger Onkel: Wenn Ihr Kunden gewinnen wollt, müßt Ihr es machen wie ich: sie suchen gehen. Die neuen Priester wie Don Chichì haben das begriffen und gehen in die Wirtschaften, in die Unterhaltungslokale, als Arbeiter in die Fabriken. So lernen sie trinken, Karten spielen, fluchen und Beat tanzen. Nachher heiraten sie womöglich und kommen darum herum, Bürokraten zu werden wie ihr alten Pfarrer.«

»Wenn du hierhergekommen bist, um lästerliche Reden zu führen«, schimpfte Don Camillo, »kannst du gehen!«

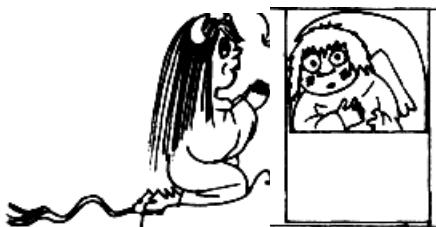
»Ich bin hierhergekommen, um zu beichten. Und wenn Ihr Euch weigert, mir die Beichte abzunehmen, gehe ich zum Sekretär des Bischofs und protestiere.«

»Also gut«, ergab sich Don Camillo und ging mit großen Schritten in die Kirche voraus.

Cat kniete im Beichtstuhl nieder.

»Vater, vergebt mir, denn ich habe gesündigt«, sagte das ausgekochte Biest. »Bevor ich Euch die andern Sünden nenne, will ich das sagen, was mein Herz am schwersten bedrückt, weil ich es aus Arglist getan habe.«

»Sprich, meine Tochter, ich höre.«



»Ich habe die Naivität eines alten Landpfarrers ausgenutzt und ihm vorgemacht, ich erwarte ein Kind, nur um ihn zu zwingen, mir das Geld zu geben, das ich für die Gründung meiner kleinen Firma brauchte. Außerdem habe ich mir heute früh ein fest zusammengefaltetes Leinentuch um die Taille gebunden, um ihn zu beschummeln und ihm einen Kühlschrank anzudrehen. Dann habe ich ihm alles gesagt, indem ich unehrerbietigerweise vom Beichtgeheimnis profitierte, damit er mich nicht bestrafen kann.«

»Meine Tochter«, antwortete Don Camillo mit gewaltiger Anstrengung, »den gleichen Streich hat mir vor einem Jahr ein Kerl gespielt, der mich mit einem Stock verprügelt hatte. Ich habe das Beichtgeheimnis gewahrt und ihm bloß nachher einen

Tritt in den Hintern verpaßt.«

»*Errare humanum est, diabolicum perseverare*«, mahnte ihn Cat. »Diesmal würde Gott Euch das nicht verzeihen.«

»Meine Tochter, ich hoffe, daß es mir mit Gottes Hilfe gelingen wird, mich meines Grolls zu entäußern. Du willst also sagen, daß es zwischen dir und diesem Burschen zu keinen sündhaften Beziehungen gekommen ist?«

»Weder mit ihm noch mit einem andern«, bestätigte Cat. »Ich schäme mich, es zu sagen, aber es ist so.«

»Soll das heißen, daß du trotz des äußen Scheins gesunde moralische Prinzipien hast?«

»Bewahre! Auf Eure Moral pfeife ich. Es heißt lediglich, daß mir mein Typ noch nicht begegnet ist.«

»Meine Tochter, du wandelst auf dem Weg der Sünde. Die Sünde liegt nicht nur in den Taten, sondern auch in Worten, Gedanken und Unterlassungen. Es ist Sünde, einen Skandal heraufzubeschwören, wie du es getan hast. Es genügt nicht, daß ein Mädchen materiell keine Sünde begeht, es ist ihr auch untersagt, sich wie eine Sünderin zu benehmen. In deinem besonderen Falle hast du eine schwere Sünde begangen. Nicht die, deinen alten priesterlichen Onkel hintergangen zu haben, sondern die, einen unschuldigen Jüngling eines schlimmen Vergehens zu bezichtigen. Was wird der Junge sagen, wenn er erfährt, daß du ihn zu Unrecht beschuldigt hast?«

»Er weiß es bereits«, gestand Cat. »Wir haben miteinander darüber gesprochen.«

»Und was hat er dir gesagt?«

»Was konnte er denn sagen, das arme Dummerchen? Daß es ihm so recht sei.«

»Meine Tochter – findest du es schön, was du zum Schaden dieses armen Burschen im Sinn hast?«

»Aber ich will doch gar nichts gegen ihn tun!«

»Du willst ihn heiraten, meine Tochter, das ist sonnenklar. Hältst du seine Fehler im Ernst für so groß, daß er eine derart schwere Strafe verdient?«

»Ich will ihn nicht heiraten, um ihn zu bestrafen, sondern weil er mir gefällt«, sagte Cat.

»Wenn du ihn aber nicht bestrafen willst, warum tust du dann seinem Vater so viel Böses an, indem du seine Firma ruinierst?«

»Ich arbeite für Peppone«, beichtete Cat. »Ich mache ihm Konkurrenz, aber er liefert mir alles, was ich verkaufe.«

Don Camillo bat im stillen Christus um Hilfe: »Herr, steht mir bei – es passiert mir zum erstenmal, daß der Teufel persönlich bei mir beichtet. Was kann ich tun?«

»Don Camillo«, antwortete die ferne Stimme des Gekreuzigten. »Man muß wissen, ob das Mädchen bereut oder nicht. Davon hängt alles Weitere ab.«

»Meine Tochter«, fragte Don Camillo Cat, »bereust du, was du getan hast?«

»Fällt mir nicht ein!« antwortete die Sünderin. »Ich bereue nie, wenn ich richtig handle!«

»Herr, habt Ihr gehört? Keinerlei Reue!«

»Genau das, was ich von ihr zu hören hoffte«, antwortete Christus.

»Deine Sünden sind dir vergeben«, seufzte Don Camillo. »Als Sühne wirst du dich zur Kapelle auf dem Damm begeben und vor diesem heiligen Bild der Madonna drei Vaterunser, Ave und Gloria beten. Beeil dich, meine Tochter! Hab Erbarmen mit einem armen alten Landpfarrer, der vom krampfhaften Wunsch gequält wird, dir das Gesicht mit Ohrfeigen zu bedecken!«

Don Camillos Stimme verriet den harten inneren Kampf, Cat verstand und flitzte hinaus wie ein Hirschkälbchen.

Wenige Augenblicke später hörte man den Kombiwagen des Mädchens mit aufheulendem Motor abfahren, und Don Camillo

verließ den Beichtstuhl, um seinem Christus über dem Hochaltar sein trauriges Herz auszuschütten: »Herr, wenn diese jungen Leute, die sich über die heiligsten Dinge lustig machen, die neue Generation sind, was soll dann bloß aus Eurer Kirche werden?«

»Don Camillo«, antwortete Christus mit abgeklärter Stimme, »laß dir von Kinos und Zeitungen nicht bange machen. Es ist nicht wahr, daß Gott die Menschen nötig hat – die Menschen sind es, die Gott nötig haben. Das Licht existiert auch in einer Welt von Blinden. Es ist gesagt worden: ›Sie haben Augen und sehen nicht‹ – das Licht erlischt nicht, wenn die Augen es nicht sehen.«

»Herr – warum benimmt sich dieses Mädchen so? Warum muß es, um Dinge zu bekommen, um die es bloß zu bitten brauchte, sie verdrehen, erlisten, stehlen, rauben?«

»Weil es, wie so viele junge Menschen, von der Angst besessen ist, als rechtschaffenes Mädchen betrachtet zu werden. Das ist die neue Art von Heuchelei: Früher versuchten die Unehrlichen alles, um für ehrlich zu gelten. Heute versuchen die Ehrlichen alles, um für unehrlich zu gelten.«

Don Camillo breitete die Arme aus: »Herr, und wohin führt dieses närrische Tun? Ist es nicht vielleicht so, daß der Kreis sich schließt und die Welt ihrer raschen Selbstzerstörung entgegneilt?«

»Warum so pessimistisch, Don Camillo? Soll mein Opfer denn umsonst gewesen sein? Soll meine Sendung zu euch Menschen gescheitert sein, weil die Bosheit der Menschen stärker wäre als die Güte Gottes?«

»Nein, Herr. Ich wollte bloß sagen, daß heute die Leute nur an das glauben, was sie sehen und berühren können. Aber es gibt doch wesentliche Dinge, die man nicht sehen und nicht berühren kann: Liebe, Güte, Erbarmen, Ehrlichkeit, Scham, Hoffnung. Und Glauben. Dinge, ohne die man nicht leben kann. Das ist die Selbstzerstörung, von der ich sprach. Mich dünkt, der Mensch

zerstört sein ganzes geistiges Gut. Den einzigen wahren Reichtum, den er in Tausenden von Jahrhunderten zusammengetragen hat. Eines nicht allzufernen Tages wird er wieder Höhlenbewohner sein. Die Höhlen werden zwar Wolkenkratzer voller wunderbarer Maschinen sein, aber der Geist des Menschen der eines Höhlenbewohners. Herr: die Menschen fürchten sich vor den grausigen Waffen, die das Leben und die Dinge zersetzen. Aber ich glaube, nur diese sind es, die dem Menschen seinen Reichtum wiedergeben können. Denn sie werden alles zerstören, und dann wird der Mensch, aus der Sklaverei der irdischen Güter befreit, von neuem Gott suchen. Und wird ihn wiederfinden und das geistige Gut wiederaufbauen, dessen Zerstörung er heute vollendet. Herr, was können denn wir tun, wenn das geschieht?«

Christus lächelte: »Das, was der Bauer tut, wenn der Strom die Dämme einreißt und die Felder überflutet: den Samen retten. Wenn der Strom in sein Bett zurückkehrt, wird die Erde wieder auftauchen, und die Sonne wird sie trocknen. Wenn der Bauer den Samen gerettet hat, kann er ihn auf der Erde auswerfen, die der Schlamm noch fruchtbarer gemacht hat, und der Same wird aufgehen, und die prallen, goldenen Ähren werden den Menschen Brot, Leben und Hoffnung schenken. Man muß den Samen retten: den Glauben. Don Camillo, man muß denen, die noch den Glauben haben, helfen, ihn sich zu bewahren. Die geistige Wüste dehnt sich jeden Tag weiter aus, jeden Tag vertrocknen neue Seelen, weil der Glaube sie verläßt. Jeden Tag zerstören mehr Menschen, die viele Worte, aber keinen Glauben haben, das geistige Gut und den Glauben der andern. Menschen jeder Rasse, jeder Schicht, jeder Kulturstufe.«

»Herr«, fragte Don Camillo, »wollt Ihr damit sagen, der Teufel sei schon so schlau geworden, daß er es manchmal fertigbringe, sich als Priester zu verkleiden?«

»Don Camillo!« mahnte Christus lächelnd. »Spielst du etwa auf Don Chichì an?«

»Verzeiht, Herr«, entschuldigte sich Don Camillo. »Mir  
brummt schon der Schädel. Was könnte ich bloß tun?«

»Du könntest den Kühlschrank-Vertrag unterschreiben.«

»Herr, befaßt Ihr Euch denn auch mit Haushaltmaschinen?«

»Ich nicht, Don Camillo, aber dieses arme Mädchen.«

Don Camillo kehrte ganz verwirrt in die Stube zurück; er konnte es noch nicht fassen, daß Christus Cat ein ›armes Mädchen‹ genannt hatte. Auf jeden Fall aber unterzeichnete er den Vertrag, wenn auch mit Mühe, denn – vielleicht war es der Rauch des Kaminfeuers, vielleicht der von Cat zurückgelassene teuflische Schwefeldunst – ihm trännten die Augen.

## ***Vierzehntes Kapitel***

### ***Erinnerungen an einen fernen November***

*Der verlorengegangene Don Chichì taucht wieder auf.*

*Von seiner Krankheit geheilt, hat er eine Straße gebaut und eine Pfarrei zerstört und nimmt nun seinen Platz an Don Camillos Seite wieder ein.*

*Doch der Teufel versucht ihn von neuem, allerdings mit dem präzisen Ziel, ihm einen Kühlschrank zu verkaufen.*

Don Chichì war eines schönen Tages verschwunden, und Don Camillo hatte die Kurie davon unterrichtet, worauf man ihm antwortete, man wüßte es bereits und er sollte sich keine Sorgen machen.

Don Camillo machte sich auch keine Sorgen: Wenn überhaupt, dann konnte höchstens die Anwesenheit des jungen Priesters ihm Sorgen bereiten, nicht seine Abwesenheit. Infolgedessen dachte er nicht mehr daran, aber als er vier Monate später mit einem Bergpfarrer zusammentraf, einem alten Klassenkameraden aus dem Seminar, erfuhr er, daß Don Chichì bald nach seinem Verschwinden die kleine Pfarrei von Rughino zugewiesen bekommen hatte – dieselbe, die Don Camillo als Strafe zugeschlagen gewesen war.

»Er ist ein sehr dynamischer junger Mann«, erklärte der Bergpfarrer. »Du weißt ja, daß Rughino ein entvölkertes Dörfchen ist, weil alle arbeitsfähigen Männer und Frauen im Ausland arbeiten und nur die Alten zu Hause zurückgelassen haben, um die Kinder und die Häuser zu hüten. Es ist nur drei Kilometer von meinem eigenen Dorf Lagarello entfernt, aber bis vor wenigen Wochen mußte man, um von Rughino nach Lagarello zu gelangen, mehr als neun Kilometer zurücklegen, weil keine direkte Straße und kein Brücklein da waren. Eine steinalte Geschichte. Tja, und diese alten Männer, samt den

Frauen und größeren Kindern, haben plötzlich angefangen, zu arbeiten wie die Wilden, und jetzt haben sie endlich ihre Straße. Alles dank deinem Don Chichì, der die Initiative ergriffen, die Pläne ausgearbeitet, die Arbeiten organisiert und sich schließlich auch selber mit Pickel und Schaufel mächtig ins Zeug gelegt hat.«

»Das freut mich«, sagte Don Camillo. »Es muß für Don Chichì eine große Genugtuung sein.«

»Wie man's nimmt«, grinste der Geistliche. »Jetzt, wo die Straße da ist, nehmen die Leute von Rughino lieber die zwei mal drei Kilometer unter die Füße, um zu mir zur Messe zu kommen, statt die sozialen Predigten von Don Chichì schlucken zu müssen. Ich glaube, wenn sie Don Chichì richtig einsetzen, wird er noch das ganze Bergstraßennetz in Ordnung bringen.«

Das war zweifellos eine gute Idee, nur zogen die Herren von der Kurie sie anscheinend nicht in Betracht, denn Don Camillo wurde einige Zeit danach zum Bischof persönlich befohlen.

»Unser Don Francesco«, erläuterte der Bischof, »ist vollkommen wiederhergestellt. Er hatte eine geistige Krise erlitten, und wir schickten ihn zur Erholung nach Rughino, wo der wackere junge Mann Großes geleistet hat, indem er seine Pfarrkinder dazu veranlaßte, eine Straße zu bauen, die sie sich seit Jahrhunderten gewünscht hatten. Wir haben sie zusammen mit den zivilen Behörden eingeweiht, und der Herr Präfekt hat Don Francesco begeistertes Lob gezollt.«

»Wie mich das freut!« rief Don Camillo. »Es ist ein glänzender Sieg.«

»Ein glänzender Doppelsieg«, stellte der Bischof richtig. »Dank der Verbindung zwischen Rughino und Lagarello nämlich bekamen wir nun die Möglichkeit, eine überflüssige Pfarrei wie die von Rughino aufzuheben. Infolgedessen ist Don Francesco, nachdem seine Mission erfüllt ist, nun wieder verfügbar und kann zurückkehren, um Ihnen zu helfen, Don

Camillo.«

»Offen gestanden«, gab Don Camillo respektvoll zu bedenken, »haben wir bei uns keine Straßenbauprobleme...«

»Don Camillo«, unterbrach ihn der Bischof. »Ihre große Erfahrung, gepaart mit dem jugendlichen Enthusiasmus Don Francescos, wird Ihrer Pfarrgemeinde neue Impulse verleihen. Übrigens – wir möchten Ihnen empfehlen, diese junge Nichte von Ihnen, die mir, wenn Sie gestatten, nicht der geeignete Typ zu sein scheint, sich in Pfarrhäusern aufzuhalten, an einem passenderen Ort unterzubringen.«

»Das junge Mädchen«, erklärte Don Camillo, der zu schwitzen begann, »war stets Gast der Glöcknerfamilie. Übrigens hat sie sich schon vor mehreren Monaten in einer anderen Gemeindegegend niedergelassen.«

»Das ist uns gesagt worden«, bestätigte der Bischof. »Wir wollten Ihnen lediglich anraten, sie bestmöglich von Ihrem Pfarrhaus fernzuhalten. Und zwar aus naheliegenden Gründen. Verstehen Sie mich?«

»Nein, Exzellenz«, erwiederte Don Camillo.

»Don Camillo«, erklärte der junge Bischof ungeduldig, »abgesehen von allem anderen macht die besondere politische Stellung des Mädchens ihre Anwesenheit in einem Pfarrhaus so unpassend wie nur möglich.«

»Ich verstehe, Exzellenz«, sagte Don Camillo mit äußerster Mühe. »Aber das Mädchen kann wirklich nichts dafür, daß ihr Vater von den Kommunisten ermordet wurde.«

»Nein, aber es ist nicht unsere Aufgabe, den Haß lebendig zu erhalten, sondern ihn auszulöschen. Die Gegenwart dieses Mädchens verhindert eine Entspannung, es ist ein lebendes Zeugnis einer Vergangenheit, die vergessen werden soll. Im übrigen ist sie wahrhaftig nicht der richtige Typ, um die Reihen der ›Marientöchter‹ aufzufüllen!«

»Das bestimmt nicht«, gab Don Camillo ehrlich zu. »Sie ist jedoch ein modernes Mädchen, überschwenglich, aber anständig.«

»Anständig!« rief der Bischof kopfschüttelnd aus. »Auch das Feuer ist anständig, und trotzdem ist es besser, man legt es nicht neben das Benzin.«

Don Chichì tauchte also wenige Tage später wieder auf und überraschte Don Camillo bei einem schwierigen Unternehmen: Er arbeitete nämlich an einem Plakat, das am Kirchenportal angeschlagen werden sollte, und hatte schon in Blockbuchstaben vorgezeichnet: »Messe für das Seelenheil der...«. Der Pinsel war für diese klobigen Hände schwer zu führen, und Don Chichì anerbot sich freundlich: »Darf ich Ihnen helfen, Hochwürden?«

»Danke«, antwortete Don Camillo und fuhr in seiner Arbeit fort. »Ich habe von Seiner Exzellenz gehört, daß Sie eben von einer schweren Krankheit genesen sind, und möchte nicht, daß Sie sich anstrengen.«

»Keine Sorge!« lachte Don Chichì, zog Don Camillo das Pinselchen aus der Hand und setzte sich an die Arbeit. »Meine Krankheit ist schon weit weg.«

Statt dessen war sie aber ganz nah und trat in diesem Augenblick herein. »Guten Morgen, hochwürdigster Onkel!«

Als er Cats Stimme hörte, wurde Don Chichì kreidebleich und sprang auf die Füße.

»Oh, Don Francesco...« rief Cat mit teuflisch engelhafter Stimme. »Endlich sind Sie wieder da! Wenn Sie wüßten, wie sehr wir Sie hier nötig haben!«

»Das wird man noch sehen«, meinte Don Camillo grimmig. »Dich jedenfalls hat hier niemand nötig! Du kannst gehen!«

»Ich habe dir den Kühlschrank gebracht«, sagte Cat mit Tränen in der Stimme.

»Ich brauche keine Kühlschränke!« brüllte Don Camillo. »Ich werde ihn dir bezahlen wie verabredet, aber nimm ihn mit nach Hause und behalt ihn, um den Kabeljau hineinzustecken, der dich einmal heiratet!«

»Onkel!« protestierte Cat mit bewunderungswürdigem Erröten. »Ich denke gar nicht ans Heiraten. Im Gegenteil, ich habe mich entschlossen, ins Kloster zu gehen.«

»Du bist verrückt!« schrie Don Camillo.

»Muß man verrückt sein?«, fragte Cat, »um das Verlangen zu verspüren, für die Errettung einer Menschheit zu beten, die die Gottesfurcht verloren hat?«

Ihre Unverschämtheit brachte Don Camillo um den letzten Rest von Ruhe.

»Mach, was du willst!« schrie er, »aber geh jetzt und mach mir nicht noch mehr Scherereien. Der Bischof will nicht, daß du im Pfarrhaus verkehrst!«

»Warum denn nicht?«

»Weil du ihm nicht gefällst!«

»Seine Exzellenz kennt mich nicht«, sagte Cat mit lieblichem Lächeln. »Aber der liebe Gott kennt mich, ihm werde ich gefallen. Hochwürdiger Onkel, warum wollt Ihr in mir das heilige Feuer des Glaubens und des Verzichtes abtöten?«

Don Chichì, der inzwischen mit seinem Pinselchen weitergemalt hatte, sagte: »Hochwürden, ›Messe für das Seelenheil der‹ habe ich jetzt. Wie soll ich weiterfahren?«

»›Messe für das Seelenheil der Toten von Ungarn‹«, murmelte Don Camillo. »In drei Tagen ist der zehnte Jahrestag der Unterdrückung der ungarischen Freiheitsbewegung durch die Sowjets.«

Don Chichì legte den Pinsel hin und schüttelte den Kopf.

»Don Camillo«, sagte er, und in seiner Stimme bebte die Empörung über die barbarische Art, wie Don Camillo die zarte

kleine Cat behandelte, »an die Toten denkt Gott. Wir müssen an die Lebenden denken, denn ein Dialog ist nur mit den Lebenden möglich. Warum den Haß wieder anfachen? Die Kirche ist Liebe, nicht Haß. Die Kirche sagt: ›Du sollst deine Feinde lieben.‹«

Don Camillo waren die Ohren heiß geworden.

»Es ist fast zweitausend Jahre her, seit Christus gekreuzigt wurde«, stellte er fest, »und noch heute stellt ihn die Kirche ans Kreuz genagelt dar. Nicht damit wir die Feinde Christi hassen sollen, sondern um uns die Liebe und das Opfer Christi in Erinnerung zu rufen! Überhaupt – Sie schreiben, was ich gesagt habe. Das übrige überlassen Sie mir.«

Als Don Chichì sah, wie Don Camillo vor Wut in Schweiß geriet, lachte er amüsiert auf: »Don Camillo, wie ich sehe, ist hier noch ein zweites, schon ganz verblaßtes Plakat. Ich nehme an, Sie wollen auch eine feierliche Messe für den Waffenstillstandstag ankündigen?«

»Natürlich. Sie werden doch nicht verlangen, daß ich den Tag des Sieges unbeachtet lasse!«

»Sieg!« rief Don Chichì angewidert aus. »Ein unseliges Datum, das man streichen sollte. In den Kriegen gibt es keine Siege. In den Kriegen verlieren alle, und nur das Böse siegt. Aber das ist kein Anlaß zu Gedenkfeiern.«

»Ich will der Toten jenes Krieges gedenken!« erklärte Don Camillo.

»Immer die gleiche Geschichte! Immer die gleichen Toten!« rief Don Chichì mit bitterem Hohn. »Auf diese Weise ist die Kirche der reinste Totengräber, der seine Zeit im Friedhof der Geschichte verbringt, um verkalkte Knochen auszugraben und ins Schaufenster zu legen. Hochwürden, was ist das bloß für eine Leichenreligion mit ihren trostlosen Slogans: ›Wir sind geboren, um zu leiden‹, ›Denk daran, daß du sterben mußt‹. Nein! Denk dran, daß du leben mußt! Das ist der Sinn der

Offenbarung Jesu; das ist der Sinn der Auferstehung!«

Cat bewunderte Don Chichì mit verzückten Blicken.

»Don Francesco«, sagte sie bewegt, »das ist eine sehr tiefe Bemerkung. Das ist der Grund, warum sich die jungen Menschen von der Kirche entfernen. Weil die Kirche nur vom Tod spricht, weil sie nur das Sterben lehrt und nicht das Leben. Weil sie dem Menschen jedes Recht versagt und ihn nur mit Pflichten belädt. Weil sie kein Glück auf Erden zuläßt, sondern das Paradies in den Himmel verlegt. Während der, der nach dem Gesetze Gottes und der sozialen Solidarität lebt, das Glück auch auf Erden findet. Und weil sie als Priester schwarze Krähen schafft, für die das fröhliche, unschuldige Gezwitscher der bunten Vögelchen, die aus voller Kehle das Lob des Herrn singen, eine Todsünde ist.«

»Cat!« rief Don Camillo. »Red keinen Unsinn!«

»Don Francesco«, fuhr Cat mit schmeichelnder Stimme fort, »lassen Sie dem alten Pfarrer seine Leichen: Sie sind alles, was ihm von einem langen, unnützen Leben bleibt. Schreiben Sie ihm seine Plakate. Wenn außer ein paar Fossilien niemand kommt, wird er merken, daß dies nicht die Zeit der Toten, sondern der Lebenden ist. Wenn es Ihnen ein Trost sein kann: Ich bin voll und ganz, begeistert und ergeben, mit Ihnen einig...«

»Das genügt mir!« strahlte Don Chichì und malte weiter.

Cat wandte sich an Don Camillo, der seine schamlose Nichte noch immer entgeistert anstarre: »Hochwürden, wo soll ich den Kühlschrank hinstellen lassen?«

»Ist mir gleich«, murkte er.

»Ich lasse ihn in Eure Kammer bringen. Wenn Ihr Euch, anstatt allabendlich ins Bett zu legen, in den Kühlschrank einschließt, haltet Ihr Euch viel länger frisch. Die traditionalistische Kirche hat guterhaltene Leichen nötig.«

Don Chichì kicherte belustigt.

Don Camillo ging hinaus, um das Verladen des Kühlschranks zu überwachen. Dann, als Cat wieder in ihren Kombiwagen einsteigen wollte, packte er sie bei der Schulter.

»Du Biest«, sagte er halblaut, »darf man wissen, was du jetzt wieder mit Don Chichì anstellen willst?«

»Ihm einen Kühlschrank verkaufen«, gab Cat offen zur Antwort.

»Bleib mir vom Hals! Mach mir keine Schwierigkeiten beim Bischof!«



»Keine Sorge, Hochwürden. Ich verkaufe auch dem Bischof einen Kühlschrank«, sagte die Ruchlose mit leisem Lachen.

»So etwas darfst du nicht einmal zum Spaß sagen!«

»Warum denn nicht? Dem Sekretär des Bischofs habe ich einen Kühlschrank als Geschenk für seine Schwester verkauft. Wieso sollte ich nicht auch dem Bischof selber einen verkaufen?«

Während Cat mit ihrem Wagen wie eine Rakete davonbrauste, wandte Don Camillo die Augen himmelwärts.

»Jesus«, sagte er, »was haltet Ihr von alledem?«

»Ich weiß nicht«, antwortete die ferne Stimme Christi. »Ich befasse mich nicht mit Kühlschränken.«

## **Fünfzehntes Kapitel**

### **Der Knabe, der die Englein sah**

*Ausnahmsweise kommt Don Camillo nicht als Pfarrer, sondern als Arbeitgeber in Bedrängnis; denn »recht haben« und »Recht haben« sind zwei ganz verschiedene Dinge, was manchen Leuten das Leben arg kompliziert.*

*Doch das wird nur noch ein paar Jahrhunderte dauern, dann kommt alles in Ordnung.*

Ein magerer, zerlumpter Junge stapfte mühsam mit bloßen Füßen durch den Schlamm der Grabenstraße und trug auf seinen schmächtigen Schultern einen Sack, der etwas Schweres zu enthalten schien. Das Schweigen, das über der Landschaft lag, die nackten schwarzen Bäume, die wie Gespenster aus dem eisigen Nebel auftauchten, um gleich darauf wieder zu verschwinden, all das gab einem das Gefühl, in einem andern Jahrhundert zu leben; unwillkürlich mußte man an Cosetta in »Les Misérables« denken.

Als Don Chichì den Knaben einholte, hielt er seinen kleinen Wagen an. »Wohin gehst du?« fragte er und öffnete den Schlag.

»Auf das Piletti-Gut«, antwortete der Junge und legte den Sack neben sich auf den Grabenrand.

»Da hast du noch weit, und es ist kalt.«

»Das macht nichts«, erwiderte der Junge mit schüchternem Lächeln. »Ich gehe gern allein im Nebel, weil ich dann mit den Englein reden kann.«

Don Chichì lud den Kleinen und den Sack in seinen Wagen.

»Er ist ein bißchen schwer«, gestand der Junge. »Es sind Kartoffeln drin – die kleinen, die die Bauern für die Schweine beiseite legen. Ich habe sie mir mit kleinen Arbeiten verdient, und dann haben sie mir auch einen Kürbis geschenkt. Wenn man den in der Asche heiß macht, wird er schön süß, das haben

meine kleineren Geschwister so gern.«

»Seid ihr viele?«

»Fünf Schwestern und vier Brüder. Aber die Cetti, meine größte Schwester, arbeitet in der Stadt. Sie ist schon sechzehn.«

»Was ist dein Vater?«

»Wir sind allein mit der Mutter; wir haben keinen Vater mehr.«

»Wovon lebt ihr denn?«

»Das wissen wir nicht, Hochwürden. Das weiß nur der liebe Gott, aber uns genügt es, daß Er es weiß. Jetzt sollten Sie rechts abbiegen: Wir wohnen in jenem gelben Haus dort unten.«

Das war kein Haus, sondern ein armseliger Schuppen. In dem einen großen Raum, der mit einer wackeligen Wand aus Traubenkisten abgeteilt war, lagerten sieben Kinder und eine Frau, deren elende Kleidung ihre blühenden dreißig Jahre nicht zu vertuschen vermochte.

Keine Betten, sondern Lagerstätten, keine Möbel, sondern alte Packkisten. Der einzige Luxus ein beim Alteisenhändler gefundener zerbrochener Ofen.

Don Chichì war tief bewegt und entrüstet und sagte, es sei doch nicht möglich, in einer solchen Hütte zu hausen.

»Hochwürden«, antwortete die Frau, »wir beklagen uns nicht. Wir wären zufrieden, wenn der Padrone bloß das Dach flicken ließe, weil es hereinregnet, und in diese Mauer ein Fenster bräche, denn hier drin ist es immer Nacht.«

Das Haus der Piletti war nicht weit entfernt, und Don Chichì begab sich gleich entschlossen dorthin. Er fand den alten Bauer im Stall und kam ohne Umschweife zur Sache:

»Halten Sie es nicht für Ihre Pflicht, etwas für diese Leute zu tun?«

Piletti breitete die Arme aus: »Was kann ich tun, Hochwürden? Ich bin zum Bürgermeister gegangen, ich bin zu

den Carabinieri gegangen, aber überall hat man mir nur gesagt, ich soll selber zusehen, wie ich fertig werde. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als das Dach abzudecken, aber damit werde ich bis zum Frühling warten müssen.«

»Das Dach abdecken?« schrie Don Chichì entsetzt auf. »Sie haben doch die Pflicht, es zu flicken, ein paar Fenster einzusetzen, für hygienische Einrichtungen zu sorgen, kurz, diese alte Bude bewohnbar zu machen!«

Da starre Piletti ihn entgeistert an.

»Das Lumpenpack ist eines Nachts von Gott weiß woher gekommen. Am Morgen habe ich sie in meinem Holzschuppen gefunden. Wie ich sie fortschicken wollte, hat die Frau zu schreien angefangen, so dürfe man arme Überschwemmungsopt nicht behandeln, und weil dann auch noch die Kleinen brüllten wie am Spieß, mußte ich nachgeben.«

»Sie fühlen sich nicht verpflichtet, armen Leuten zu helfen, denen die Fluten alles entrissen haben? Haben Sie denn im Fernsehen das gräßliche Bild der Verzweiflung in den überschwemmten Gebieten nicht gesehen?«

»Doch«, gab der Alte ungehalten zu, »aber das war im letzten Oktober, während diese Ratten im Juni hier angekommen sind.«

»Not ist in allen Monaten des Jahres gültig!« behauptete Don Chichì. »Hier ist eine arme Witwe mit neun Kindern, und die Gesellschaft hat ihre Pflichten diesen Ärmsten gegenüber.«

»Ich bin nicht die Gesellschaft!« schrie Piletti erbost. »Ich bin nur ein ganz kleiner Teil der Gesellschaft, und es gehört sich nicht, daß alle Pflichten nur mir aufgehalst werden. Die haben meinen Schuppen besetzt, plündern mir den Obstgarten, rauben mir den Hühnerhof aus, verbrennen mein Holz, melken meine Kühe, stehlen meine Wäsche, und da soll ich ihnen auch noch das Dach instand stellen und das Haus gemütlich machen? Wir rackern uns ab, um zu leben und um das Gut zu halten, meine Frau, meine Tochter und ich!«

»Die arme Witwe ist jung und kräftig«, meinte Don Chichì.  
»Warum geben Sie ihr nicht etwas zu verdienen?«

Da fuhr Piletti auf: »Hochwürden, diesen Sommer habe ich sie und die ältesten Kinder bei der Tomatenernte mitarbeiten lassen. Ich habe sie nach dem Tarif bezahlt, und dann hat mich dieses Gesindel noch als Ausbeuter von Witwen und Waisen verklagt und einen Arbeitsinspektor herkommen lassen, was mich mit Buße und allem Drum und Dran glatt eine Kuh gekostet hat! Und dabei kann ich noch von Glück reden, weil ich damals mit einem amtlichen Formular die unbefugte Besetzung des Schuppens bei den Carabinieri angezeigt hatte – sonst hätten mich die vom Inspektorat auch noch um den ganzen Stall gebracht, denn dieses Weib hat sich als fest angestellt, wohnhaft auf dem Gut und ohne Vertrag, ohne Arbeitsbüchlein, Krankenkasse, Ferienmarken und all den anderen Mist ausgegeben!«

»Es ist nur recht und billig, daß der Staat die Rechte der Arbeiter schützt!« sagte Don Chichì.

»Und die Arbeitgeber?« schrie der Alte. »Sind die vielleicht Vagabunden, die nichts zu tun haben, als sich den Bauch zu kratzen?«

»Christus hat gesagt: ›Weh dem, der dem Arbeiter seinen gerechten Lohn vorenthält!‹«

»Das weiß ich!« kreischte der Alte. »Aber er hat ›Lohn‹ gesagt, nicht ›Beute‹!«

»Pfui!« sagte Don Chichì. »Man scherzt nicht mit der Not der arbeitenden Klasse!«

Dann verzog er sich, denn Piletti hielt die Mistgabel in den Händen und schien gesonnen, sie als abschließendes Argument seiner leidenschaftlichen Stellungnahme einzusetzen.

Don Chichì fühlte sich mit einer heiligen Mission betraut, und

nachdem er Don Camillo die grausame Not der Witwe und ihrer Waisenkinder geschildert hatte, sagte er: »Hochwürden, wir haben zwar in vielen Dingen nicht die gleichen Ansichten, aber hierin müssen wir doch einig sein: Wir müssen diesen Unglücklichen nach unseren Kräften helfen!«

»Don Francesco«, antwortete Don Camillo, »ich wüßte hierzu einiges zu sagen, aber ich verzichte darauf. Diese Frau hat neun Kinder: Wir können die kleinsten davon unentgeltlich ins Pfarrwaisenhaus aufnehmen, einkleiden und füttern lassen.«

»Das ist schon etwas, Don Camillo. Aber ich denke an diesen Knaben, der barfuß dahinging und mit den Englein redete. Er muß feinfühlig und intelligent sein; nehmen wir ihn doch zu uns. Er wird uns als kleiner Meßdiener nützlich sein, den Pfarrkindern die Zeitschriften und Zirkulare bringen, die Kirche in Ordnung halten. Wir geben ihm dafür Kleider, Essen und das bißchen Geld, das wir eben geben können. Hochwürden – er hat etwas Wunderbares gesagt, als ich ihn fragte, wovon sie denn lebten: ›Ich weiß nicht, das weiß nur der liebe Gott, aber uns genügt es, daß Er es weiß.‹ Dieser Junge ist einer von den Armen, denen das Elend und der Hunger und die Mühsal noch nicht das Herz vergiftet haben, wie es so oft geschieht. Sein Elend macht im Gegenteil seinen Glauben an den Herrn lebendiger und ermöglicht es ihm, mit den Engeln zu reden. Wenn wir ihm helfen, werden wir in ihm die Berufung vertiefen, die aus ihm wahrscheinlich einen würdigen Geistlichen machen wird. Einen echten Priester der Kirche der Armen, ist er doch selber in Armut geboren und aufgewachsen. Don Camillo, denken Sie an Matthäus, die Stelle, wo Jesus sich den Armen gleichstellt: ›Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist... Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet... Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan...‹. Don Camillo, denken Sie wiederum an Matthäus, aber auch an Markus, Lukas und Johannes: ›Wer ein Kind wie dieses in meinem Namen

aufnimmt, nimmt mich auf....«

Don Camillo dachte an Matthäus, Markus, Lukas und Johannes und vergaß alles übrige.

Marcellino erwies sich als das, was Don Chichì vorausgesehen hatte. Ein perfekter kleiner Meßdiener, eine glockenhelle Stimme im Chor. Den ganzen Tag schlenderte er im Pfarrhaus umher, stets bereit, sich aufs Fahrrad zu schwingen, um irgendeine Besorgung zu machen. Er war von freundlichem Wesen und nett anzusehen, und wenn er am Sonntag mit der Sammelbüchse durch die Reihen der Gläubigen ging, zog sein Lächeln dem ärgsten Filz ein paar Münzen aus der Tasche.

Er verbrachte viele Stunden in der Kirche, um mit den Englein zu reden oder Bücher zu lesen, die Don Chichì ihm lieh.

Eines Sonntagmorgens nach der Messe näherte sich Marcellino in der Sakristei Don Camillo, streckte ihm die Sammelbüchse voller Kleingeld hin und sagte mit sanfter, unterwürfiger Stimme: »Hochwürden, es wird Zeit, daß wir über den Anteil sprechen.«

»Was für einen Anteil?«

»Meinen«, erwiederte Marcellino lächelnd. »Ich sammle das Geld ein, also habe ich das Recht auf einen Anteil. Eigentlich würden mir fünfzig Prozent zustehen, aber ich will mich mit fünfundvierzig begnügen.«

Don Camillo starrte ihn verblüfft an.

»Marcellino«, erkundigte er sich, »haben dir das die Englein gesagt?«

»Nein, Hochwürden«, hielt der Junge fest. »Mit den Englein rede ich über andere Dinge.«

»Das ändert die Sache«, sagte Don Camillo und jagte den Bengel mit einem Fußtritt hinaus. »Paß auf, daß du dich hier nie mehr blicken läßt.«

Marcellino verschwand, ohne etwas zu sagen. Am Nachmittag jedoch erschien seine Mutter.



Die Frau war in voller Kriegsrüstung und drang in klassischer Keilformation vor, das kleinste Kind auf dem Arm, die beiden Mädchen von fünf und vier Jahren rechts und links an die Hüften geklammert und die restlichen vier Kinder dahinter.

Sie fiel ins Pfarrhaus ein, wies mit dramatischer Geste auf ihre unglücklichen Kleinen und sagte: »Hochwürden, Ihr ruiniert mich, wenn Ihr Marcellino ausgerechnet jetzt die Arbeit wegnehmt, wo auch meine Cetti ihre Stelle in der Stadt verloren hat!«

»Sie hat nicht ihre Stelle verloren, sie hat die vierzehnte Stelle verloren und muß jetzt den Aufenthaltsort wechseln«, stellte Don Camillo richtig.

Die geheiligten Forderungen der Arbeiter waren damals gerade große Mode. Die Regel lautete: »Der Arbeitgeber hat immer unrecht.« Daher gab es Leute wie die wackere Concettina, genannt Cetti, die sich irgendwo anstellen ließen, um sich nach kurzer Zeit so aufzuführen, daß sie entlassen wurden. Darauf liefen sie zur Arbeitskammer und zeigten den gewesenen Prinzipal wegen einer Unmenge von Verstößen an.

Unverzüglich stürzten sich dann tüchtige Beamte auf den Prinzipal, beschlagnahmten seine Buchhaltungsbücher, durchsuchten alles, sogar sein Bett, und fanden unweigerlich

irgendwelche Regelwidrigkeiten, die mit ungeheuerlichen Bußen und angemessenen Entschädigungen an den betrogenen Arbeitnehmer geahndet wurden.

Es war ein sehr sinnreiches System, um nicht arbeiten zu müssen und trotzdem Geld zu verdienen und, was am meisten zählt, den verhaßten Arbeitgeber schädigen zu können. Cetti hatte dieses Spielchen bereits vierzehnmal erfolgreich gespielt, mit der Zeit aber hatte es sich natürlich herumgesprochen, und niemand wollte sie mehr haben.

»Sie ist doch nicht schuld, die arme Kleine, daß sie lauter unehrliche Meister gefunden hat«, jammerte die Frau. »Ihr könnt Marcellino nicht auf die Straße setzen – ich bin eine arme Witwe und habe neun Kinder durchzubringen!«

»Niemand hat Euch geheißen, sie zur Welt zu bringen!« gab Don Camillo zurück.

»Hochwürden!« schrie sie empört auf. »Ich bin keine von den Schlampen, die die Pille benützen!«

»Das weiß ich«, versetzte Don Camillo ruhig. »Ihr seid eine Schlampe, die neun Kinder in die Welt setzt, ohne auch nur einen einzigen Ehemann gehabt zu haben, und jetzt verlangt Ihr, daß die Gesellschaft sie erhalte. Hinaus mit Euch!«

Die Frau ging mit lautem Geheul, kräftig unterstützt vom Schreien und Schluchzen der sieben Kinder. Don Chichì, der die Szene mit angesehen hatte, protestierte betrübt: »Don Camillo, so geht man doch nicht mit einer armen Mutter um, die ihre Kinder beschützt!«

»Sie ist keine arme Mutter, und sie beschützt ihre Kinder nicht, sondern benützt sie! Viel zu viele Leute setzen ganze Herden von Kindern in die Welt, nur um sich hinter deren Hunger und Not zu verschanzen. Es ist reine Ausbeuterei.«

»Aber was können die Kinder dafür?«

»Den Kindern gebe ich auch gar keine Schuld«, sagte Don

Camillo. »Ich meine nur, man soll ihre gewissenlosen Eltern nicht noch ermutigen oder gar loben – wie es heutzutage allzu oft geschieht. Man soll vielmehr verhindern, daß sie ihre Kinder zu Feinden der Gesellschaft machen.«

Zwei Tage später kam ein Gewerkschaftsfunktionär ins Pfarrhaus geschneit. »Sie«, sagte er zu Don Camillo, »haben einen dreizehnjährigen Jungen in Dienst gehabt und auch an Sonntagen arbeiten lassen.«

»Die Messe bedienen ist keine Arbeit«, erklärte Don Camillo, »sondern die freiwillige Teilnahme an einer kirchlichen Handlung.«

»Jede Tätigkeit, die etwas produziert, ist notgedrungen eine Arbeit«, behauptete der Funktionär.

»Die Messe produziert nichts Konkretes, Greifbares, sie ist eine geistige Veranstaltung.«

Da lachte der Funktionär: »Das Theater produziert auch nichts Greifbares – aber es bringt eine Unterhaltung hervor, darum gibt es auch beim Theater Arbeitnehmer mit festumschriebenen Rechten. Gewerkschaftlich ausgedrückt, kann die Messe als Theater betrachtet werden. Der Junge hatte eine wichtige Rolle inne und mußte dafür entlohnt werden. Er hat Anspruch auf eine Zulage für Sonntagsarbeit, auf Entlassungsentschädigung, auf eine Liquidation. Er brauchte ein Arbeitsbüchlein, ein Gesundheitsbüchlein, da er in einem öffentlichen Lokal tätig war, und es mußten für ihn die gesetzlichen Beiträge bezahlt werden.«

Der Funktionär war, wie es sich gehört, ein harter Mann, gewohnt, die Arbeitgeber vor Schrecken beben zu sehen; er staunte daher nicht wenig, als Don Camillo auf die Tür zeigte und sagte: »Ich habe Ihren Fall verstanden, ich werde für Sie beten.«

»Sie irren, Hochwürden, wenn Sie glauben, so leicht davonzukommen«, rief der Funktionär.

»Irren ist menschlich«, antwortete Don Camillo und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Natürlich erschien in der Wandzeitung am Volkshaus eine heftige Attacke gegen Don Camillo, der Nächstenliebe predige und dabei einen armen Jungen mit Fußtritten fortjage und ihm den gerechten Lohn vorenthalte.

Peppone begnügte sich aber nicht mit diesem Angriff, sondern stellte Marcellino als Ausläufer in seiner Haushaltmaschinenhandlung an – und zwar unter Beachtung aller von der Gewerkschaft festgesetzten Vorschriften. Und er sorgte dafür, daß das ganze Dorf es erfuhr.

Marcellino benahm sich so mustergültig, daß Don Chichì eines Tages Don Camillo gegenüber bemerkte: »Hochwürden, ich hatte doch recht. Marcellino ist ein braver Junge, Sie haben ihn bloß nicht verstanden.«

»Vielleicht«, gab Don Camillo zu. »Wer weiß, ob er mitten unter Kühlschränken und Waschmaschinen immer noch die Englein sieht?«

In Wirklichkeit sah Marcellino keine Englein mehr, dafür aber sah er, da er wirklich sehr feinfühlig war, in einer Waschmaschine versteckt ein gewisses ›Geheimregister‹, das er zum Studium mit nach Hause nahm.

Dann ließ er Peppone wissen, wenn man ihm nicht 150000 Lire ausbezahle, werde er diese Liste einem gewissen Mann im Finanzamt bringen, dessen Hobby die ›geheimen‹ und ›vertraulichen‹ Register waren.

Peppone konnte natürlich nicht derjenige sein, der die Instanzen der Arbeiterklasse nicht in hohem Ansehen hielt, und so brachte er das Geld persönlich zu Marcellinos Mutter hinaus, um von ihr das Register zurückzubekommen.

Er traf die Ärmste im Bett, eben im Begriff, der Gesellschaft das zehnte Waisenkind zu schenken.

## **Sechzehntes Kapitel**

### **Noch ein Märchen vom großen Strom**

*Das Geschäftsleben hat Cat nicht verbürgerlicht; wenn sie das Kommando einer Kampfhandlung übernimmt, ist sie entfesselter denn je.*

*Die Pilzköpfe rufen eine gesunde Protestaktion ins Leben, und Don Camillo wird in eine Beat-Messe verwickelt, die ihm aber eigentlich gar nicht mißfällt.*

Am Freitag wurde Cat um elf Uhr nachts ans Telephon gerufen. Es war die Tota, eins der Mädchen der Skorpione: »Cat, was zum Teufel hast du bloß mit Ringo gemacht?«

»Er belästigt mich immer, und so habe ich ihn zur Hölle geschickt«, erklärte Cat lachend.

»Ringo ist außer sich und will sich rächen. Er weiß von allen Burschen von Velenos Bande, wer sie sind und wo sie wohnen. Er will sie einzeln mit seinen Leuten zu Hause aufsuchen und zusammenschlagen. Die Expedition ist auf morgen früh angesagt; ich rufe dich an, sobald sie abfahren.«

Cat wußte, was Ringo für eine Bestie werden konnte, wenn er vergaß, daß er ein Mann war. Ohne eine Sekunde zu verlieren, lief sie, um die drei Anführer von Velenos Bande zu benachrichtigen.

Die drei ländlichen Pilzköpfe zuckten hilflos die Schultern und stammelten, sie wüßten nicht, was sie tun sollten.

»Gebt sofort Alarm durch. Morgen früh um sieben erwartet ihr mich alle im Gehölz.«

Bevor sie nach Hause ging, klopfte Cat noch bei Peppone an. Er war eben dabei, zu Bett zu gehen, und erklärte, um diese Zeit wolle er nichts mehr von Haushaltmaschinen hören.

»Davon will ich auch gar nichts sagen«, erklärte Cat. »Geben

Sie mir die schwarze Lederjacke von Veleno und helfen Sie mir, sein Motorrad in den Kombiwagen zu laden. Morgen wollen die Skorpione kommen und Stunk machen.«

Peppone glühten die Ohren: »Schon wieder diese Lumpenkerle? Ich melde es der Wache und lasse sie alle festnehmen!«

»Sie brauchen sich nicht zu bemühen«, antwortete Cat. »Das ist unsere Sache. Geben Sie mir nur das Zeug heraus und gehen Sie zu Bett, um von Stalin zu träumen. Vielleicht gibt er Ihnen gute Lottonummern an!«

Am nächsten Morgen um sieben war die ganze ländliche Bande am vereinbarten Platz im Gehölz versammelt. Ohne Veleno fühlten sie sich wie verirrte Kinder. Der Morgen war frisch, und die Burschen hatten mit Gestrüpp ein großes Feuer angemacht, um sich zu wärmen – aber Furcht ist eine Art von Kälte, die man nur schwer aus den Knochen kriegt.

Sie diskutierten über die Lage, und nach einer Stunde war ihr Entschluß gefaßt: in den Sattel zu springen und hügelwärts zu fliehen.

In diesem Augenblick jedoch vernahmen sie das starke, wohlbekannte Brummen eines Motorrades und sprangen auf die Füße.

Cat ging in der schwarzen Jacke Velenos fast verloren und sah auf dem mächtigen Motorrad noch zarter aus als sonst; trotzdem überlief alle ein Schauer.

»Sie sind losgefahren«, sagte Cat. »Ihrer dreißig, genau wie wir. Um nicht aufzufallen, kommen sie getrennt auf verschiedenen Straßen. Sie treffen sich in der Mitte der Grabenstraße. Wir postieren uns hinter dem kleinen Damm und bürsten sie der Reihe nach ab, wie sie eintreffen. In die Sättel, los!«

Cat wirkte schon von vorn begeisternd; als sie sich nun aber nach einer tollkühnen Wendung mit dem Motorrad der Straße zuwandte und die Jungen auf ihrem Rücken den weißen Totenschädel und die Aufschrift ›Veleno‹ sahen, setzten sie alle, ohne Ausnahme, mit einem heftigen Tritt ihre Motoren in Gang, schwangen sich in die Sättel und waren bereit, die Welt in Stücke zu hauen.

Die Taktik war richtig, und die ersten Skorpione, die auf der Grabenstraße eintrafen, wurden mühelos überwältigt. Dann, als die Hauptmacht kam, wurde die Schlacht heiß. Von der Böschung herab dirigierte Cat die Kampfhandlungen der ländlichen Bande. Auf der Seite zum Schwemmland hin war der kleine Damm mit großen, von Gittern gehaltenen Steinblöcken verstärkt; Cat hatte das in Rechnung gezogen, und als sie nun sah, daß ihre Bande ein wenig den Schneid verlor, ließ sie vier der Burschen auf den Damm heraufkommen, gab jedem von ihnen eine Zange und befahl: »Schnell, schneidet das Gitter durch – es ist Zeit, die Artillerie einzusetzen.«

Die Sache sah recht bedrohlich aus, denn die vier ländlichen Raufbolde gehorchten Cat, wie die Gardegrenadiere Napoleon gehorcht haben würden.

»Leute!« rief Cat, als sie sah, daß ihre Artilleristen melonengroße Steinbrocken in den Händen hielten, »zielt auf die Hohlkugel mit den langen verlausten Haaren, die die Skorpione zwischen den Schultern haben!«

»Cat!« brüllte Ringo von unten herauf, »wenn ich dich in die Finger kriege, reiße ich dich in Fetzen!«

Ein großer Stein streifte seinen Kürbis: drei Fingerbreit tiefer, und das Oberhaupt der Skorpione wäre erledigt gewesen.

Der Bursche erbleichte.

»Ah, ihr seid auf Totschlag aus!« rief er. »In diesem Fall machen auch wir Ernst. Jungen, die Eisen heraus!«

Die Skorpione zogen die Messer aus der Tasche – die

Ländlichen taten einen Satz rückwärts, und einen Augenblick später hielt jeder von ihnen ein Stück Motorradkette in der Hand.

Es war eine Frage von Minuten, wann einer tot auf dem Platz liegenbleiben würde; beide Gruppen hatten sich zusammengerottet und warteten bewegungslos auf den Befehl Ringos und Cats zum Angriff und zum Massaker.

Doch der Befehl kam nicht. In die Stille platzte eine Donnerstimme: »Werft das Dreckzeug, das ihr in den Händen habt, zu Boden, alle!«

Peppone und sein Stab waren mit angelegten Doppelflinten auf der Böschung aufgetaucht.

»Schöne Logik!« höhnte Ringo. »Um uns zu hindern, einander zu verhauen, wollt ihr uns erschießen? Daß ich nicht lache!«

»Wer redet von Erschießen?« gab Peppone zurück. »Unsere Patronen sind mit Salzkörnern gefüllt. Blei erzielt zwar die besseren Resultate, aber ihr werdet euch erinnern, daß eine Ladung Salz auch eine ganz schöne Wirkung hat. Also werft diese Schweinereien weg, oder wir versalzen euch!«

In diesem Augenblick erschien Don Camillo auf dem Damm. »Hochwürden, geht aus dem Weg!« schrie Peppone. »Das geht Euch nichts an!«

»Und ob es mich angeht! Wenn einer von diesen Dummköpfen krepiert, gebt Ihr ihm dann die Letzte Ölung?«

»Fort mit den Waffen!« rief Peppone nochmals; aber er war verwirrt, man spürte, daß er niemals den Mut aufbringen würde, zu schießen.

Cat bemerkte es. »Drücken Sie doch ab, statt zu schwatzen!« schrie sie, riß Peppone die Doppelflinke aus der Hand und legte auf Ringo an.

Der Junge wurde leichenblaß und ließ sein Messer fallen.

»Nehmt ihr das Gewehr fort!« brüllte er. »Die schießt wirklich! Ich weiß es. Wenn sie nicht so wäre, hätte ich sie nicht zur Freundin genommen!«

Cat lachte hart auf: »Du lausiger Wurm! Ich bin nie deine Freundin gewesen und werde es auch nie werden. Ich werde die Freundin von dem, den *ich* will!«

Ringo begann zu lachen: »Kleine Kratzbürste! Wenn ein Skorpion sich ein Mädchen aussucht, dann gehört es ihm und keinem andern. Dieses Aas mit dem Totenkopf auf dem Buckel hat es gewagt, ein Auge auf mein Mädchen zu werfen, und das soll er mir mit seiner ganzen Bauernflegelbande büßen.«

»Ich möchte eher sagen, sie habe ein Auge auf ihn geworfen«, mischte sich Don Camillo ein. »Jedenfalls hat das nichts mit eurer Strafexpedition zu tun.«

»Natürlich hat es etwas damit zu tun!« schrie Ringo. »Wer einen Skorpion beleidigt, beleidigt alle Skorpione. Das ist unser Gesetz. Warum übrigens ist er nicht hier, dein großer Wicht?«

»Er hat anderes zu tun. Und um mit einem Pinsel wie dir fertig zu werden, genüge ich!« rief Cat und drückte ab.

Don Camillo hatte gewußt, daß es so herauskommen würde, darum war er bereit, und seine Pranke fiel blitzschnell auf die Flintenläufe. Die Salzladung prasselte in die Pfütze, die die beiden Banden trennte.

Alle Pilzköpfe hatten nun ihre Waffen zu Boden geworfen, und Smilzo stieg vom Damm hinunter, um Messer und Ketten einzusammeln.

»So – «, sagte Don Camillo. »Ihr seid also die Protestierer. Und wenn ihr euch gegenseitig die Knochen zerschlägt, tut ihr das ebenfalls aus Protest?«

»Klar«, antwortete Ringo. »Es ist eine Methode, genau wie die andern auch, um euer faules Gesetz zu mißachten und unser eigenes anzuwenden.«

»Und was ist das für ein Gesetz?« erkundigte sich Peppone.  
»Das Gesetz des Stärkeren. Das ist das Gesetz der Natur. Die Schwachen müssen ausgemerzt werden.«

»Versteh«, grinste Don Camillo. »Ich habe gestern gelesen, daß ein russischer Junge von achtzehn Jahren seine alten Eltern umgebracht hat, weil sie ihn ärgerten.«

»Das ist keiner von uns«, erklärte Ringo. »Für uns sind die Alten bereits tot. Sie sind Leichen auf Urlaub. Auch euer Gesetz verbietet ja, Tote umzubringen. Leichenschändung.«

»Und wann beginnt das Alter?« fragte Peppone, der bereits kochte.

»Mit vierzig«, erläuterte Ringo, »fängt die Verwesung an.«

»Verwest bist du selber«, rief Don Camillo. »Und verwest und verfault sind die andern Verlausten wie du. Ihr feigen Wichte, die von Geschwätz und Schlagern leben. Die sich jeder Pflicht entziehen und den verwesten Eltern das Kleingeld abbetteln oder stehlen.«

Ringo trat einen Schritt näher: »Hochwürden, ich habe weder vor Eurer schmierigen Soutane noch vor Eurem Alter Respekt. Wenn ich nicht hinaufkomme, um Euch zu ohrfeigen, dann ist es nur, weil Ihr mir leid tut.«

»Das ist ein ehrenwertes Gefühl, das leider nicht in meiner verwesten Brust wohnt«, gab Don Camillo zurück und stieg schnell von der Böschung hinab.

Ringo kannte sich in Boxen, Judo und Karate aus – aber die ersten beiden Klapse trafen ihn an die Ohren und ließen ihn alles vergessen, selbst die eigene Adresse. Don Camillo krallte sich mit beiden Pranken in den langen Haaren fest und lud sich den Jüngling auf die rechte Schulter, um ihn durch die Luft kreisen zu lassen; doch Cats Stimme hielt ihn zurück.

»Nein, Onkel, skalpiert ihn nicht. Veleno soll ihn skalpieren!«

»Auch junge Leute haben Rechte«, gab Don Camillo zu, ließ

die Strubbelmähne los und kletterte wieder auf die Böschung.

»Wenn ihr nicht solche Spitzbuben wärt«, fuhr er dann mit hallender Stimme fort, »wenn ihr wirklich einen kühnen Protest gegen diese unsere faule Welt erheben wolltet, statt Krieg zu spielen, dann würdet ihr euch beispielsweise für diese armen Leute einsetzen, denen die Überschwemmung alles fortgetragen hat.«

»Sollen sie doch verrecken, die Überschwemmten!« brüllte Ringo und stand wieder auf.

»Das werden sie auch, wenn ihnen nicht jemand hilft, der ein echter Rebell ist!« antwortete Don Camillo.

Es war der zweite Tag der berühmten Überschwemmung, die ein Drittel des Landes verwüstet hatte, und die Leute, die auf den Dächern ihrer versunkenen Häuser kauerten, warteten noch immer darauf, daß jemand sie bemerkte.

»Das wäre wirklicher Protest!« fuhr Don Camillo fort. »Protest gegen die Fabrikanten von Worten, die alles mit Geschwätz lösen und mit Fernsehübertragungen, welche die Katastrophen in Varietéprogramme verwandeln, um die Spießer zu unterhalten, die sich in ihren Lehnstühlen und in ihrem Egoismus räkeln. Eingreifen, diesen Ärmsten helfen, um die Politiker und die Bürokraten zu ärgern – das wäre ein Protest für Männer!«

»Und was sollte man denn Eurer Meinung nach tun?« grinste Ringo. »In die überschwemmten Gebiete hinausschwimmen, nachdem alle Straßen überflutet und die Verbindungen unterbrochen sind?«

»Nicht alle«, antwortete Don Camillo. »Eine ist leider durch die Überschwemmung besser geworden. Wenn es einen tüchtigen Bürgermeister gäbe, würde er Lebensmittel, Decken und so weiter einsammeln, alles auf ein paar große Barken verladen, und so könnte man dorthin gelangen, wo der Fluß und das Meer die Felder und Dörfer überflutet haben.«

»Der tüchtige Bürgermeister ist hier!« brüllte Peppone.

»Jawohl, Genosse«, stimmte Don Camillo zu. »Aber um sich in Bewegung zu setzen, braucht der die Bewilligung vom Kreml oder von Mao.«

»Bewilligung braucht er keine«, antwortete Peppone. »Aber das schlimme ist, daß die Leute nichts mehr geben mögen. Sie haben schon zu oft miterlebt, was aus ihrer Hilfe geworden ist.«

»Nein, Herr Bürgermeister«, behauptete Don Camillo. »Wenn wir persönlich dafür bürgen, daß wir die Sachen selber verteilen, werden sie geben.«

»Wer wir?«

»Ihr und ich. Wer dem Priester nicht traut, wird dem Genossen trauen, und umgekehrt.«

Peppone wandte sich an die Jugendlichen: »Die Angsthasen nehmen jetzt ihre Motorräder und fahren nach Hause, um sich auf dem Plattenspieler Protestlieder anzuhören. Die andern können mit mir kommen.«

»Ich mache mit«, meldete sich Cat. Dann sah sie die ländlichen Pilzköpfe an und fügte bei: »Ich und die Mannschaft von Veleno.«

»Die Überschwemmlten können mir gestohlen bleiben, aber wenn es darum geht, jemandem einen Streich zu spielen, bin ich auch dabei!« stellte Ringo klar.

»Wir auch«, sagten die Skorpione. »Es wird großartig sein, zuzuschauen, wie die Mummelgreise, die dort befehlen, es fertigbringen, die Hilfsorganisation zu desorganisieren.«

Die Schlacht war sehr ausgeglichen gewesen, und bei Durchsicht der Kräfte ergab es sich, daß zwanzig Burschen von jeder Bande einsatzfähig waren. Mit zerschlagenen Köpfen, Armen und Rippen mußten zehn Landleute und zehn Skorpione in die Reparaturwerkstätte spiediert werden.

Peppone nahm den Lastwagen und fuhr mit Don Camillo an der Seite durch die ganze Gemeinde. Das Motto lautete: »Kein Geld, nur Waren!« Ein kluges Motto; denn ein Bauer gibt euch lieber einen ganzen Sack Mehl als auch nur fünfhundert Lire. Es gaben überhaupt alle gern etwas, denn sie erinnerten sich gut an die Überschwemmung, die vor fünfzehn Jahren ihr Dorf betroffen hatte, und sie wußten gut genug, wie sie, trotz aller Versprechungen, alles allein und aus eigener Kraft hatten wieder instand stellen müssen. Während diese Ernte vor sich ging, rüsteten Bigio, Brusco und Smilzo mit Hilfe der Pilzköpfe die Flotte aus.

Zwei Motorlastkähne, jene riesigen, schweren, die für den Transport von Sand und Kies verwendet werden. Plus die beiden mit einer Brücke verbundenen Fährboote, die zum Übersetzen von Fahrzeugen von einem Ufer ans andere dienten, gezogen von einem Schlepper. Auf der Brücke ein Lastwagen und ein Traktor mit vier Triebrädern samt Anhänger. Die gesammelten Waren, gut verpackt in wasserfeste Plastiksäcke, wurden auf die vier Boote verteilt.

Es war ein Blitzunternehmen: Auf einem von Peppone befehligen Boot nahmen Ringos zwanzig Skorpione Platz, auf dem andern, unter dem Kommando von Don Camillo, die zwanzig Burschen, die Cat unter sich hatte.

Don Chichì hatte um jeden Preis an der Expedition teilnehmen wollen, aber Don Camillo erinnerte ihn daran, daß man die Pfarrei nicht unbesetzt lassen durfte.

»Und überdies«, setzte er weise hinzu, »bin ja schon ich bei der Expedition. Man soll nie übertreiben mit den Priestern.«

Die Flotte stach kurz nach Mitternacht in See, unter strömendem Regen; die Besatzungen waren verbeult und todmüde und sanken, von großen Planen einigermaßen geschützt, sogleich in Schlaf. An der Spitze tuckerte Don Camillos Barke, dann folgte der Lastkahn Peppones und der

Schlepper mit der Fähre. Ein kleines, schnelles Boot mit Außenbordmotor, das mit Scheinwerfern ausgerüstet war, fungierte als Aufklärungsboot und führte die Flotte.

Gegen zehn Uhr ließ der Regen nach, und es klarte auf. Es verstand sich von selbst, daß Don Camillo das ausnützte; außerdem war Sonntag. Im Heck des Kahns hatte man einen großen Block von Kisten mit Konservenbüchsen untergebracht; darauf stellte Don Camillo seinen alten Feldaltar und schickte sich an, die Messe zu lesen.

Auch auf Peppones Schiff war die ganze Mannschaft unter den Planen und aus dem Schlaf hervorgekrochen.

»Diese Priester!« maulte Peppone und nahm den Hut ab. »Jede Gelegenheit ist ihnen gut genug, um eine Vorstellung zu geben!«

Ringo wollte in Hohngelächter ausbrechen, aber die Motoren der Kähne und des Schleppers waren abgestellt worden, und in dieser Einsamkeit schwebten die Worte des Priesters weit über die unendliche, schlammige Wasserfläche, und Ringo verzichtete auf sein Gelächter.

Man weiß es ja: Ein Pilzkopf ohne Gitarre ist wie ein Soldat, der ohne Gewehr in den Krieg zieht. Die Skorpione hatten Gitarren bei sich, und bei der Wandlung stimmten sie im Chor den ›Ol' man river‹ und bei der Kommunion eines der bekannten Beat-Gewinsel an.

»Herr«, sagte Don Camillo, »warum bringt Ihr sie nicht zum Schweigen? Warum hindert Ihr sie nicht daran, diese heilige Handlung mit ihren profanen Gesängen zu stören?«

»Don Camillo«, antwortete die ferne Stimme des Gekreuzigten, »jeder singt das Lob des Herrn, wie er kann.«

»Ja, schon, Herr, aber hört doch nur: sie pfeifen sogar!«

»Bei gewissen Gelegenheiten darf man das Lob des Herrn auch pfeifen«, erklärte Christus.

»Herr, wie soll das enden? Wer hätte je gedacht, daß ein armer alter Landpfarrer eine Beat-Messe zelebrieren würde?«

»Ich, Don Camillo«, antwortete Christus.

Mit der Messe war auch die Aufheiterung zu Ende; die Motoren begannen wieder zu knattern, und alle suchten unter den Planen Zuflucht vor dem Regen.

Am frühen Nachmittag kamen sie in den überschwemmten Gebieten des Po-Deltas an, und als sie die ersten halbversunkenen Bauernhäuser sahen, begannen auch schon die Schwierigkeiten.

Es war der große Augenblick der Koordination. Die aus der Hauptstadt hergesandten Koordinatoren trafen einer nach dem andern ein, um die Hilfsaktionen zu koordinieren und die verschiedenen Kompetenzbereiche festzulegen. Dann sollten die Superkoordinatoren kommen, um die Koordinatoren zu koordinieren. Inzwischen warteten die Leute, auf ihren Haudächern zusammengekauert, auf Hilfe.

Ein Motorboot mit Funktionären und Wachen hielt die Flotte auf: Wer seid ihr? Was sucht ihr? Zu welcher Organisation gehört ihr? Was bringt ihr? Warum mischt ihr euch ungebeten in diese Dinge ein?

»Es kommt noch so weit, daß sie uns eine Buße verpassen, weil wir keine Begleitpapiere von der Verbrauchssteuer bei uns haben!« schrie Cat erbost.

»Sei still«, erwiderte Don Camillo. »Begreifst du nicht, daß die staatliche Unfähigkeit die private Fähigkeit nicht dulden kann?«

Die Pilzköpfe rührten sich; Ringo schlug vor, das Motorboot zu entern und Funktionäre und Wachen ins Wasser zu werfen.

Die Idee war gut, aber es war nicht mehr nötig, sie in die Tat umzusetzen. Schließlich fanden die Koordinatoren, daß sie nun die Hilfsaktion zur Genüge verzögert hatten, sie zogen ab, und

die Flotte konnte ihre Fahrt fortsetzen.

Die Jugendlichen holten Leute, die auf den Dächern der halb untergegangenen Häuser hockten, auf die Kähne. Sie brachten die Ärmsten auf die Dämme, verpflegten sie und begleiteten sie dann mit dem Lastwagen und dem Traktor in die vom Wasser verschonten Dörfer.

Sie verteilten an jeden einzelnen Lebensmittel, Decken und Kleidungsstücke.

Die letzte Operation des Tages war die der ›Cascina Rossa‹. Das kleine Haus stand bis fast zur Decke des ersten Stockes im Wasser. Ein alter Mann und eine alte Frau hatten auf dem Dachboden mit ihren Siebensachen Schutz gesucht.

Sie wollten ihr Haus und ihre Sachen nicht verlassen. Als alles Zureden nichts nützte, machte Peppone kurzen Prozeß; er befahl Ringo: »Holt diese beiden Unglückswürmer heraus und werft sie auf den Kahn!«

Die Skorpione liebten Gewalt und führten den Befehl ohne Widerrede aus; um den Protest der beiden alten Leute kümmerten sie sich nicht.

Der Kahn hatte sich kaum von dem Häuschen entfernt, als es in sich zusammenfiel und in dem schlammigen Wasser versank.

»Da!« rief der Greis voller Bitterkeit. »Jetzt werdet ihr froh sein!«

»*Ihr* solltet froh sein!« schrie Ringo ungehalten. »Wenn wir fünf Minuten länger gewartet hätten, wärt ihr jetzt alle beide ertrunken!«

»Eben!« beklagte sich die alte Frau. »Jetzt wäre alles vorüber. Statt dessen sind wir dazu verdammt, ohne ein Haus, ohne einen Garten, ohne einen Hühnerhof weiterzuleben!«

»Der Staat wird euch helfen«, antwortete Ringo.

»Der Staat«, murkte der Alte. »In Armenhäuser werden wir gebracht. Sie hierhin, ich dorthin. Für immer getrennt, statt daß

wir zusammen sterben konnten, in unserem eigenen Haus.«

»So ein Unsinn!« grinste Ringo. »Ob man allein stirbt oder in Gesellschaft, ist doch einerlei.«

»Junge«, erwiederte der Greis, »du hast dein Leben noch vor dir, wir haben das unsere hinter uns. Von einem gewissen Zeitpunkt an – das wirst du dann schon sehen – geht es nicht mehr darum, gut zu leben, sondern gut zu sterben.«

Die beiden Kähne lagen Seite an Seite, und Don Camillo ließ sich vernehmen: »Guter Mann, ich verstehe Euch wohl, aber diese Jugendlichen können Euch nicht verstehen. Sie interessiert es nicht, wie die Alten sterben. Sie interessiert es nur, daß die Alten so schnell wie möglich sterben.«

»Warum haben sie uns dann nicht sterben lassen?« fragte die Frau.

»Wenn ihr wirklich unbedingt krepieren wollt, hält euch ja niemand davon ab, ins Wasser zu springen!« schrie Ringo.

»Nur wer uns das Leben geschenkt hat, kann es nehmen«, entgegnete die Greisin. »Du weißt das nicht, mein Junge, aber der hochwürdige Herr weiß es.«

»Motoren an!« brüllte Don Camillo. »Mission beendet, wir kehren zur Basis zurück!«

»Und diese beiden, laden wir sie nicht aus?« fragte Peppone halblaut.

»Wir sind für ihre traurige Situation irgendwie verantwortlich. Ich werde sie in das alte Haus mit der Kapelle bringen. Es ist schadhaft, aber ein paar Zimmer sind gut bewohnbar. Und dann ist ein schönes Stück Land dabei; wir bringen es ihnen in Ordnung, und dann können sie wieder einen Garten und einen Hühnerhof errichten.«

Die Augen der alten Frau leuchteten auf.

»Einen Hühnerhof!« rief sie. Doch gleich wurde sie wieder traurig: »Meine armen Hühner, alle ertrunken...«

»Spanische Galione backbord voraus!« brüllte Cat.

Ein großer Misthaufen, schön viereckig und festgefüg, schaukelte langsam und rauchend auf dem schlickigen Wasser dahin. Und obenauf etwa zwanzig Hühner, die melancholisch in dem Mist herumscharrten.

»Tiger von Malaya, entert das Schiff!« schrie Cat.

Sie gingen längsseits, und die Hühner wurden eingefangen.

»So, da habt ihr auch die Hühner!« rief Ringo den beiden Alten zu. »Was ist sonst noch gefällig?«

»Die Hilfe Gottes«, antwortete die Frau und breitete die Arme aus.

»Da müssen Sie sich an den Laden nebenan wenden«, grinste der Bursche. »Wir haben keine Beziehungen zu Jesus Christus.«

Die Motoren brummten so laut, daß Don Camillo es nicht hörte. Jesus hörte es, ließ es aber durchgehen. Im Grunde war ja auch er ein langhaariger Rebell gewesen.

Und er hatte mit seinem Protest so viele Leute geärgert, daß er zuletzt ans Kreuz geschlagen wurde.

Und auch das hier ist eine von den Geschichten, die der große Strom denen erzählen wird, die in den Pappelhainen und an den sandigen Ufern den Märchen nachgehen.

## **Siebzehntes Kapitel**

### **Don Chichì prellt vor wie ein Panzer**

*Don Chichì, Priester des aktiven Einsatzes, hat sehr klare Vorstellungen, zu klare vielleicht. Doch die Reaktion, als Don Camillo verkleidet, ist wach und zu allem bereit und trägt noch einmal den Sieg davon.*

*Das nützt natürlich der Teufel, der in der Haushaltmaschinenbranche tätig ist, aus.*

Don Chichì, der junge Helfer Don Camillos, hatte klare Vorstellungen.

»Die Kirche«, erläuterte er Don Camillo eines Tages, »hat in ihrer jahrhundertealten Verkalkung aus den Priestern lauter gleichgültige Bürokraten gemacht, die in ihrem Büro darauf warten, daß jemand kommt, um zu heiraten, ein Kind zu taufen, einen Verwandten zu bestatten und so fort. Das alte Prinzip der Herde und des Hirten ist überholt. Der Fortschritt hat die Sitten und die Mentalität verändert: Die Zeiten sind vorbei, da der Hirte bloß seine Glocken zu läuten brauchte, daß die ganze Herde zusammenströmte! Sie haben Freude daran, Hochwürden, Ihre Glocken zu läuten wie einst – früher war der Klang der Kirchenglocken die einzige Stimme, die sich gebieterisch in der großen Stille erhob. Heute ist die große Stille vom Knattern der Motoren, von den Rufen und der Musik der Lautsprecher getötet worden, und die Stimme der Glocken ist nur mehr eins der hunderttausend Geräusche, die uns an die Ohren schlagen. Sie ist kein feierlicher Mahnruf mehr, sondern eine Belästigung. Vom Eifer der Produktion und von den neuen Anforderungen des Fortschritts erfaßt, wird die Herde dem Ruf der Kirche gegenüber jeden Tag tauber. Und der gute Hirte, der *temporibus illis* die Herde verließ, um ein verlaufenes Schaf zu suchen, findet heute den Stall leer, weil alle Schafe sich verlaufen haben. Verstehen Sie?«

»Ich verstehe«, antwortete Don Camillo. »Sie wollen sagen, man soll die Schafzucht aufgeben und sich produktiveren Tätigkeiten zuwenden.«

»Nichts weniger als das!« protestierte Don Chichì. »Ich will sagen, wenn die Schafe nicht mehr auf den Ruf des Hirten hören, muß eben der Hirt die Schafe aus ihren Schlupflöchern holen, eins nach dem anderen. Wenn unsere Schafe nicht mehr in den Stall kommen, um geistige Nahrung aufzunehmen, müssen wir diese eben zu ihnen bringen.«

»Richtig«, pflichtete Don Camillo bei. »Kurz und gut, dem Beispiel der Lebensmittelgeschäfte folgen und auf Hauslieferdienst umstellen.«

»Nein, Hochwürden!« rief Don Chichì. »Zu den Ursprüngen zurückgehen, zu Christus und den Aposteln, die den Leidenden das tröstliche Gotteswort brachten! Von Haus zu Haus gehen, an alle Türen klopfen, sich für alle Probleme der Gläubigen interessieren, tatkräftig eingreifen, wo es not tut. Aus einem bürokratischen Priester einen Freund machen. Das möchte ich tun.«

Das Prinzip war richtig, und überdies hatte es den großen Vorzug, Don Camillo den jungen Priester vom Hals zu halten; so entfaltete Don Chichì, mit der uneingeschränkten Zustimmung des Pfarrers, eine fieberhafte Tätigkeit.

Natürlich gab es viele, die ihm sagten, sie wüßten, wo die Kirche sei, und wenn sie einen Priester brauchten, würden sie ihn rufen lassen.

Aber es gab auch solche, die ihn freundlich aufnahmen und ihm ihr Herz ausschütteten. Zu diesen gehörte Zelinda Brugnazzi, die Frau des Pächters auf der Palazzina.

»Hochwürden«, vertraute ihm diese wackere Frau an, die in großer Bedrängnis zu sein schien, »Sie wissen ja, wie die Dinge liegen; die jungen Leute wollen nichts mehr davon hören, Bauern zu werden, und um zu verhüten, daß sie in die Fabrik

abwandern, muß man sie zufriedenstellen. Mit unendlichen Opfern haben wir unseren Jungen ein Auto gekauft. Für arme Bauern ist das eine sehr große Verpflichtung, aber wir haben sie auf uns genommen. Und jetzt, da wir jeden Centesimo sparen müssen, um die Raten bezahlen zu können, jetzt trifft uns das Unglück, daß der alte Tolini gestorben ist. Er war ein guter Mensch, aber sein Sohn, der ist aus anderem Holz geschnitzt!«

Zelinda erzählte klagend die ganze Geschichte: Vor ein paar Jahren waren die Brugnazzis aus Halbpächtern zu Pächtern geworden und hatten den Anteil an Vieh, Maschinen, Geräten und Inventar, der dem Gutsbesitzer, dem alten Tolini, gehörte, mit der Verpflichtung übernommen, ihn in kleinen Raten abzuzahlen. Einen Teil davon hatten sie schon bezahlt, aber ausgerechnet jetzt, da sie die Zahlungen für das Auto leisten mußten, war Tolini gestorben, und der Erbe verlangte ohne Aufschub den Restbetrag.

»Hochwürden«, stöhnte Zelinda, »wir müssen binnen wenigen Tagen zwei Millionen aufbringen! Wo sollen wir zwei Millionen hernehmen?«

Das Gut Tolinis, die Palazzina, hatte seinen Namen von der kleinen Villa, die der alte Tolini sich ein paar Jahre vor dem Krieg etwa fünfzig Meter vom Pächterhaus entfernt hatte bauen lassen.

Ein großes, schönes und solides Haus mit einem großen Garten darum herum. Ein richtiges ländliches Herrenhaus, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet und von einer gewissen Protzigkeit, die ziemlich abstoßend wirkte.

Wenn man es betrachtete und an die bevorzugten Menschen dachte, die es bewohnen durften, konnte man nicht einmal sagen »daß der Blitz euch treffe« – denn Tolini hatte zuoberst auf dem Dach einen mächtigen Blitzableiter anbringen lassen. Das sind Einzelheiten, die den meisten Leuten entgehen, die aber von den armen Bauern tief empfunden werden.

»Hat er denn nicht genug daran, dieser Sohn, daß er alles geerbt hat?« jammerte Zelinda. »Warum will er uns arme Leute zugrunde richten, die sich von früh bis spät abrackern, bis sie Blut schwitzen?«

Don Chichì, von glühendem Zorn erfaßt, beschwichtigte die arme Frau mit einer Handbewegung und marschierte stracks auf das Herrenhaus zu.

Frau Tolini, eine abgezehrte, gebrochene Frau von etwa fünfundsechzig Jahren, empfing Don Chichì mit betonter Zurückhaltung. Als sie hörte, daß er ihren Sohn sprechen wollte, führte sie ihn in den oberen Stock hinauf.

»Die plötzliche Kälte ist ihm nicht bekommen«, erklärte sie, »und da hat ihm der Arzt befohlen, im Bett zu bleiben.«

Auch innen war das Haus schön und gediegen, mit schweren, sehr guten und teuren Möbeln. Der Erbe, ein magerer fünfunddreißigjähriger Mann mit bereits angegrautem Haar, hatte ein von tiefen Furchen durchzogenes schmales Gesicht, was Don Chichì unverweilt als Zeichen für einen ausschweifenden Lebenswandel nahm.

Sie sprachen über dies und jenes, dann aber kam Don Chichì zur Sache.

»Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf die arme Familie Brugnazzi lenken«, sagte er.

»Die Brugnazzis?« fragte der Erbe erstaunt. »Was wollen denn die?«

»Es ist wegen der Schuld, die sie Ihrem seligen Vater gegenüber eingegangen sind. Sie können nicht bezahlen.«

Der Erbe war sehr bedrückt, fand aber doch die Kraft, aufzulachen. »Hochwürden, Sie scherzen wohl! Die können und müssen bezahlen! Und zwar sofort! Von zweieinhalb Millionen Lire haben sie in fünfzehn Jahren nur gerade eine halbe Million mit Ach und Krach abgestottert. Und dabei ist das Geld heute

die Hälfte oder noch weniger von dem wert, was es vor fünfzehn Jahren war.«

»Dafür Ihr Besitz doppelt soviel wie vor fünfzehn Jahren«, gab Don Chichì zurück. »Es gleicht sich immer alles wieder aus. Die göttliche Vorsehung hat Ihnen dieses prächtige Haus und das prächtige Gut geschenkt, das die armen Brugnazzis seit gut zwanzig Jahren bearbeiten...«

»Die göttliche Vorsehung schenkt gar nichts!« unterbrach ihn der Erbe wütend. »Dieses Gut haben meine Eltern mit ihrer ehrlichen Arbeit und unter Opfern erworben, weil sie sich einbildeten, sie hätten dann ihr Stück Brot für die alten Tage. Das Geschenk, das die göttliche Vorsehung mir machte, ist ein Herzfehler, um dessentwillen ich meine kleine Transportfirma, die ich in der Stadt ganz allein auf die Füße gestellt hatte, aufgeben mußte und der mich jetzt zwingt, hier und meiner armen Alten auf der Tasche zu liegen. Keine Spur von Geschenken der Vorsehung! Wir sind Leute, die immer gearbeitet haben.«

»Arbeiten ist die elementarste aller Pflichten«, wies ihn Don Chichì zurecht. »Denken Sie nur an Paulus und den zweiten Thessalonicher-Brief: ›Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.‹«

»Ich kann aber nicht mehr arbeiten«, protestierte der Mann keuchend. »Ich bin invalid. Wenn meine alte Mutter nicht den Gemüsegarten und den Hühnerhof besorgen könnte, würden wir mit dem bißchen, was die Steuern und andere Räubereien vom Pachtzins übriglassen, glatt verhungern.«

Don Chichì war ein moderner Geistlicher, der sich nicht blenden ließ. »Es ist ein trauriges Schauspiel«, sagte er, »wenn ein Armer sich über sein Elend beklagt. Aber wenn es ein Reicher tut, ist das Schauspiel so traurig, daß es schon abstoßend wird. Wie kann jemand behaupten, er müsse verhungern, wenn er ein Kapital von Gott weiß wie vielen

Millionen geerbt hat?«

»Siebenundneunzig, wenn Sie es genau wissen wollen«, sagte der Erbe. »Der Fiskus hat wenigstens festgelegt, daß das ganze Kapital Siebenundneunzig Millionen wert sei, infolgedessen muß ich fünfunddreißig Millionen Erbschaftssteuer berappen.«

»Steuern müssen nicht nur die Armen, sondern auch die Reichen bezahlen«, stellte Don Chichì aggressiv fest. »Jammern Sie doch nicht: Verkaufen Sie das Gut, bezahlen Sie die gerechte Steuer, und dann bleiben Ihnen immer noch mehr als sechzig Millionen. Das ist kein Pappenstiel!«

»Gewiß«, sagte der Kranke mit müder Stimme. »Sechzig Millionen sind allerhand. Tatsache ist aber, daß das neue Gesetz mich verpflichtet, das Gut dem Pächter zu verkaufen. Der zwar die zwei Millionen nicht bezahlen kann, die er uns seit fünfzehn Jahren schuldet, der Ärmste, der aber ohne weiteres bereit ist, das Gut zu dem von der Kommission festgesetzten Preis zu erstehen. Und zwar gegen bar. Nämlich dreißig Millionen. Womit sich meine Erbschaft auf fünf Millionen Schulden beläuft.«

Don Chichì brauste auf: »Herr Tolini, reden Sie nicht daher wie ein armer Schlucker! Erzählen Sie mir keine Märchen!«

»Sie kennen das Vorkaufsgesetz nicht...«

»Ich kenne es und weiß, daß es ein sehr gerechtes Gesetz ist!« schrie Don Chichì. »Wer im Schweiße seines Angesichts ein Stück Erde bearbeitet, hat das heilige Recht, es vor jedem andern zu besitzen, denn er hat es erworben! Er bekommt es nicht geschenkt wie Sie. Was haben Sie schon getan, um ein Recht auf dieses Land zu haben?«

Dem Erben bereitete das Atmen Mühe. »Dieses Gut verkörpert die Anstrengungen meines Vaters und meiner Mutter«, protestierte er schwach.

»Gott hat die Erde erschaffen, die Nahrung für alle Menschen schenkt. Die Erde gehört der ganzen Menschheit, wie die Luft,

das Licht, das Wasser! Niemand darf sie dem gemeinschaftlichen Besitz vorenthalten! Auch wenn er sie rechtmäßig erwirbt, stiehlt er sie!«

»Und die Brugnazzis?« wandte der Erbe ein. »Warum ist es gerecht, daß sie sie haben sollen?«

»Weil sie sie bearbeiten! Weil sie Brot für alle produzieren. Letzten Endes wollen die Brugnazzis ja nur die Frucht von zwanzig Jahren harter, ehrlicher Arbeit opfern, um das Recht zu erwerben, weiterhin hart und ehrlich für das Allgemeinwohl zu arbeiten.«

»Und mein Vater? Hat der nicht hart und ehrlich für das Allgemeinwohl gearbeitet?«

»Ihr Vater ist tot, Friede seiner Seele, und hat nichts damit zu tun. Er hat bereits sein Stück Land auf dem Friedhof.«

»Aber meine Mutter lebt!« rief der Kranke erregt. »Und diese Tröpfe von Brugnazzis wollen uns aus dem Hause jagen, um selber hier einzuziehen! Wie sollen wir ohne Haus und ohne Geld weiterleben?«

»Die Gesellschaft wird sich eurer annehmen«, sagte Don Chichì. »Die demokratische Gesellschaft verwendet das Geld der Bürger weise und denkt auch an die Alten und Kranken. Auch ihr werdet die Armut kennenlernen. Und die Armut wird euch von dem Unrecht, das ihr im Reichtum getan habt, erlösen. So wird die soziale Gerechtigkeit verwirklicht – Sie sollten den neuen Kurs nicht behindern, sondern diesen armen Bauern brüderlich die Hand reichen und auf das Guthaben Ihres Vaters verzichten. Nur dann werden Sie ohne Scham zu Gott sagen können: ›Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldnern!««

Tolini setzte sich mit einem Ruck im Bett auf, packte die Wasserflasche, die auf dem Nachttisch stand, und schrie: »Die zerschlage ich dir auf dem Schädel, du verdammtes Rabenaas!«

Don Chichì war draußen wie der Blitz, während die alte Frau

eintrat, zu ihrem Sohn hinging und flehte: »Reg dich doch nicht auf! Du weißt doch, daß es dir schadet. Schlüpf du wieder unter die Decke und mach dir keine Sorgen: Die Brugnazzis werden bezahlen, und hier kommen sie nie herein. Niemand kann uns dieses Haus nehmen; es gehört uns und wird immer uns gehören!«

Don Chichì lief zu Don Camillo, um seiner Empörung Luft zu machen. Nachdem er keuchend sein dramatisches Abenteuer berichtet hatte, schloß er: »Don Camillo, der erbarmungslose Egoismus der Reichen ist der Feind Nummer eins der Gesellschaft. Und das erste Ziel der erneuerten Kirche muß es sein, die Reichen zu bekämpfen. Reichtum ist eine Erfindung des Satans, wenn man den Reichtum bekämpft, bekämpft man den Satan. Darum wollte Jesus arm geboren werden; darum müssen wir die Soldaten des Arbeiter-Christus werden!«

»Um genau zu sein«, versetzte Don Camillo ruhig, »war Christus kein Arbeiter, sondern ein Handwerker.«

»Das spielt keine Rolle, ob Arbeiter oder Handwerker.«

»Doch«, erklärte Don Camillo. »Wenn wir uns schon aktiv in den neuen sozialen Kurs einschalten wollen, müssen wir uns zuerst einmal genau an die Regeln der Gewerkschaften halten.«

»Hochwürden!« empörte sich Don Chichì. »Sie sind zum Scherzen aufgelegt. Vergessen Sie nicht, daß dieser Unmensch mir gedroht hat, eine Flasche auf meinem Kopf zu zertrümmern, und daß ich nur mit dem Leben davongekommen bin, weil ich entfliehen konnte.«

»Tolini hat einen großen Fehler begangen«, gab Don Camillo zu. »Er hätte nicht drohen sollen – sondern Ihnen gleich die Flasche über den Kopf hauen. Dann wäre es Ihnen nicht gelungen zu entkommen.«

Tolini starb wenige Tage später, und die alte Mutter kam ins Pfarrhaus, um das Begräbnis zu regeln.

»Don Camillo«, sagte sie und zeigte auf Don Chichì, »es war dieser verfluchte Mensch hier, der ihm den letzten Rest gegeben hat. Entweder Ihr macht alles allein, so daß ich Euren Gehilfen nicht zu sehen bekomme, oder mein Junge wird zivil bestattet.«

»Frau Tolini!« brauste Don Chichì auf. »Passen Sie auf, was Sie sagen! Denken Sie daran, daß auch Sie vor Gottes Gericht treten müssen!«

»Das weiß ich«, antwortete die alte Frau finster. »Aber davor fürchte ich mich nicht, denn Sie werden ganz bestimmt nicht zum Gerichtshof gehören.«

Am Tag des Begräbnisses schickte Don Camillo Don Chichì in die Stadt, und alles ging glatt.

Es war ein kalter, nebliger Dezembernachmittag; die alte Frau Tolini kehrte, nachdem sie ihren Sohn begraben hatte, langsam nach Hause zurück.

Dort verriegelte sie die Haustür und die Fenster des Erdgeschosses und versiegelte sie mit Selbstklebeband. Als der Abend kam, ließ sie in der Küche die beiden großen Gasflaschen, die am Morgen geliefert worden waren, auf den Boden rollen, drehte die Hähne auf und stieg im Dunkeln in den ersten Stock hinauf, nachdem sie die Tür zur Treppe ebenfalls verriegelt und mit Klebstreifen dichtgemacht hatte. Im Dunkeln streckte sie sich auf dem großen Bett aus und wartete.

Die Küche lag unter dem Schlafzimmer, und die alte Frau hörte das Zischen des Gases, das aus den Flaschen drang. Als sie nichts mehr hörte, sagte sie: »Sie werden unser Haus nicht bekommen, mein Junge!« und drückte auf den Knopf, der die elektrische Klingel in der Küche betätigte.

Die Gasflaschen stellen eine der größten sozialen Errungenschaften unseres Jahrhunderts dar, machen sie doch einen Sprengstoff, der mächtiger ist als Dynamit, jedem Bürger

zugänglich; die Explosion war entsetzlich und riß alles in kleine Stücke, die Möbel, das Haus und die alte Frau. Außerdem geriet der Holzschuppen in Brand und gab die Flammen an die Tannenbäume im Garten weiter, so daß nichts übrigblieb als Trümmer und Asche.



Die göttliche Vorsehung, die es ganz im stillen mit den Bürgerlichen hält, wollte es, daß ein Hagel von Ziegelsteinen in die Garage der Brugnazzis flog, nachdem das Tor eingestürzt war, und die glitzernde Alfa Giulia der armen Bauern roh ermordete.

Don Chichì war außer sich: »Warum hat sie sich an dem Morgen zwei große Flaschen flüssiges Gas bringen lassen? Warum hat sich bei der Untersuchung der Trümmer ergeben, daß die Hähne der Gasflaschen nicht beschädigt, sondern voll aufgedreht waren? Das ist kein Unglücksfall, wie Sie behaupten, Hochwürden. Das ist Selbstmord, und die sterblichen Reste der Frau haben kein Recht auf Bestattung in geweihter Erde!«

Don Camillo schaute ihm in die Augen.

»Mhm. Wenn ich hingegen, von jähem Wahnsinn befallen, weil Sie sich der kirchlichen Bestattung widersetzen, Sie mit Fußtritten in die Kehrseite ermorde, dann haben Ihre sterblichen

Reste das Recht, in geweihter Erde zu ruhen.«

Don Chichì wußte, daß Don Camillo ihn niemals töten würde. Er wußte aber auch, daß Don Camillos Elefantenfüße in schweren Schuhen Nummer 45 steckten, und beharrte nicht weiter auf seinem Standpunkt.

»Wie Sie meinen«, sagte er nur. »Sie sind der Pfarrer. Sie müssen es nachher mit dem Herrgott ausmachen. Ich mache jetzt mit dem Rad eine Fahrt dem Fluß entlang.«

»Das ist besser«, knurrte Don Camillo.

»Aber«, rief Don Chichì vom sicheren Ausgang her zurück, »ich muß schon sagen, das Bürgertum ist ein schlechter Verlierer!«

»Vielleicht ist es auch so, daß die Feinde des Bürgertums schlechte Gewinner sind«, erwiderte Don Camillo ruhig. »Jedenfalls können Sie, falls Sie bei den Brugnazzis vorbeikommen, Ihren Freunden ausrichten, die Schuld von zwei Millionen sei bis morgen zu begleichen; die alte Frau Tolini hat nämlich die Wechsel auf mich überschrieben und das Guthaben dem Waisenhaus geschenkt.«

Auf der Dammstraße kreuzte Don Chichì den Kombiwagen, an dessen Steuer Cat saß; als das Mädchen ihn sah, hielt es an.

Der Priester war tief niedergeschlagen, und die unglaubliche Cat nützte das schamlos aus und brachte es fertig, ihm auf Raten eine Waschmaschine und einen Elektrobohner als Weihnachtsgeschenk für seine Schwester und seine Cousine zu verkaufen.

Dann breitete Cat die blütenweißen Flügel aus und entschwebte hurtig in den trübgrauen Himmel.

Wenigstens kam es Don Chichì so vor, und die Tatsache, daß er die Waschmaschine und den Elektrobohner bei einem Engel erstanden hatte, tröstete ihn.

## **Achtzehntes Kapitel**

### **Zwei Räuber, aus denen drei wurden**

*Wohlstand verlangt viele Opfer, und wer nichts anderes kann, verlegt sich eben auf das gute alte Stehlen.*

*So etwas mag im Klima der Vorweihnachtszeit einmal als Ausbruch von Sentimentalität durchgehen doch darum handelt es sich bei dieser Geschichte nicht.*

Es waren Zeiten des Wohlstandes. Man weiß nicht genau, wie das funktionierte, aber es muß eine gut ausgeheckte Sache gewesen sein, denn die Leute arbeiteten immer weniger und verdienten immer mehr.

Dieser Wohlstand hatte eine Menge Neuerungen mit sich gebracht: Nachtklubs, Cabarets, Striptease, Festivals, Whisky à gogo, Sexfilme, Beatmusik, Beatmode, ja sogar Beatmessen.

Die Frauen gaben ihren Kindern nicht mehr die Brust, sondern zogen sie mit Büchsennahrung, Tiefkühlmahlzeiten und heißen Imbissen von Straßengrills, Wurst- und Fritürenverkäufern auf.

Der Wohlstand verpflichtete jede Familie, ein rationales Heim voller ›Zonen‹ zu besitzen, ein Automobil, einen Fernseher, eine Unzahl von Haushaltmaschinen zu kaufen und laufen zu lassen, jede Woche übers Weekend dieses Heim zu verlassen und die Sommerferien am Meer, in den Bergen oder auf Kreuzfahrten zu verbringen.

Lauter wunderschöne Dinge, die aber viel Geld verschlangen; wer also von seiner Arbeit lebte, war gezwungen, fortwährend zu streiken, um einen höheren Lohn zu bekommen; wer keine Arbeit hatte, behalf sich auf verschiedene Weise. Er zog sich zum Beispiel einen Damenstrumpf über den Kopf und raubte Juweliere, Banken und Postbüros aus.

Gegen Weihnachten nahmen, da der Wohlstand beträchtliche

Extra-Auslagen forderte, die Diebstähle zu. So geschah es eines Spätnachmittags, als der Posthalter in Don Camillos Dorf eben seinen Laden schließen wollte, daß zwei Typen vor ihm standen, die sich das Gesicht bis zu den Augen mit schwarzen Taschentüchern verdeckt hatten.



Während der Größere der beiden, der sich *vor* dem Schalter aufgepflanzt hatte, den Posthalter mit dem Revolver in der Hand zwang, so zu tun, als schriebe er, leerte der andere sekundenschnell den Kassenschrank. Dann eilten sie hinaus, schwangen sich auf die Motorräder, die sie vor dem Postbüro gelassen hatten, und verschwanden.

Der Postbeamte brauchte längere Zeit, bis er der Sprache wieder mächtig war. Den Gebrauch der Augen und Ohren jedoch hatte er nicht verloren, und so war er in der Lage, sich zu vergewissern, daß es sich um zwei langhaarige Burschen handelte, die Ringo und Luky hießen. In der Hitze des Gefechtes hatten sie sich nämlich beim Namen genannt, und Ringo war der mit der schwarzen Mähne, während Luky eine rübenrote trug. Außerdem gelang es ihm sogar, die Nummern der Motorräder zu notieren.

Es war ein Kinderspiel für die Polizei in der Stadt, festzustellen, daß die beiden Motorräder Ringo, dem Chef der Skorpione, und dem roten Luky, seinem Stellvertreter, gehörten. Damit nicht genug, waren Ringo und Luky auch aus der Zirkulation verschwunden.

Die von der Polizei wußten alles über die Skorpione und fanden die Tatsache höchst aufschlußreich, daß Ringos Freundin ausgerechnet in dem Dorf wohnte, wo der Coup durchgeführt worden war. Sie eilten infolgedessen sogleich hin, um Cat zu holen. Das Mädchen, das den Braten gerochen hatte, war zu Don Camillo geflüchtet, und dort fanden es die Polizisten.

»Du bist die Freundin von Ringo«, sagte der Chef entschieden zu Cat.

»Zweifacher Irrtum«, entgegnete sie ruhig. »Ich bin eine volljährige Bürgerin, nicht vorbestraft und folglich mit ›Sie‹ anzureden. Außerdem habe ich schon seit längerer Zeit keine Verbindung mehr mit Ringo oder mit seiner Bande. Ich verkaufe Haushaltmaschinen mit vorschriftsmäßiger Lizenz der Handelskammer und kann über jede meiner Bewegungen Rechenschaft ablegen. Übrigens verstehe ich nicht, warum Sie die beiden Burschen suchen: Die Skorpione haben noch nie gestohlen.«

Der Chef wußte es besser und ließ sich nicht einschüchtern.

»Nur merkwürdig«, antwortete er bissig, »daß die beiden Räuber sich Ringo und Luky nannten, schwarze beziehungsweise rote lange Haare hatten wie Ringo und Luky und die Motorräder von Ringo und Luky fuhren.«

»Noch merkwürdiger, daß sie dem Posthalter nicht ein Photo mit Autogramm daließen, und am allermerkwürdigsten, daß sie, nachdem sie sich schon so viel Mühe gegeben hatten, identifizierbar zu sein, dann nicht gekommen sind, um sich zu stellen«, lachte Cat.

»Also«, schrie der Chef aufgebracht, »wo sind Ringo und Luky? Warum sind sie verschwunden?«

»Fragen Sie die Polizei, die weiß alles, nicht eine Haushaltmaschinenhändlerin«, sagte Cat.

»Nun gut!« entschied der Chef sehr verärgert. »Sie kommen mit uns. Wir setzen das Verhör in meinem Büro fort.«

Da griff Don Camillo ein. »Herr Kommissar, ich bin der Onkel dieses Mädchens«, sagte er. »Wenn Sie sie ohrfeigen wollen, können Sie das ruhig auch hier tun.«

»Hochwürden!« protestierte der Chef. »Wir schlagen niemanden und haben nicht die geringste Absicht, Ihre Nichte zu ohrfeigen!«

»Schade!« seufzte Don Camillo ehrlich enttäuscht. »Eine solche Gelegenheit kommt nie wieder.«

Um neun Uhr morgens wurde Cat fortgebracht, und um neun Uhr abends kam sie mit einem Taxi zurück.

»Wie ist es gegangen?« erkundigte sich Don Camillo.

»Hochwürdigster Onkel«, antwortete Cat. »Ich muß gestehen, daß ich in einem gewissen Moment Angst hatte.«

»Warum das? Ist es denn nicht wahr, daß du nichts damit zu tun hast?«

»Gerade weil es wahr ist. Wie kann man einen unschuldigen Menschen verteidigen? Die Wahrheit ist immer dumm, banal und niemals überzeugend. Wenn einer keine Lügen auftischt, hat er kaum die Möglichkeit, davonzukommen.«

»Du hast also gelogen?« fuhr Don Camillo auf.

»Natürlich. Wie könnte ich sonst beweisen, daß ich die Wahrheit sagte?«

»Du bist ein Unglückswurm! Du wirst sehen, die machen sich wieder bemerkbar.«

»Hoffentlich!« meinte Cat. »Ich habe ihnen nämlich einen Kühlenschrank, zwei Waschmaschinen, einen Geschirrspülautomaten und einen Elektrobohner verkauft. Aber was mir Sorgen macht, wo sind die beiden armen Teufel Ringo und Luky?«

»Du hast noch die Unverfrorenheit, zwei Posträuber zu bemitleiden?«

Cat schüttelte den Kopf.

»Hochwürdiger Onkel, Ihr habt den Beruf verfehlt. Ihr hättet Polizist werden sollen. Die richtige Postur habt Ihr. Und außerdem ist ein schlechter Priester schädlicher als ein schlechter Polizist.«

Die Untat geschah um zwei Uhr in derselben Nacht. Jemand kloppte mit einer Stange an Don Camillos Schlafzimmerfenster, und als Don Camillo sah, worum es sich handelte, nahm er die Doppelflinke und ging hinunter, um zu öffnen.

Zwei verbeulte Fahrräder nachziehend, traten Ringo und Luky ein. Sie waren tropfnaß und arg mitgenommen.

Don Camillo ließ das Gewehr nicht los. »Warum seid ihr hergekommen?«

»Klopft an, so wird euch aufgetan...« zitierte Ringo mit müdem Lächeln. »Wir frieren, haben Hunger und sind vor Müdigkeit ganz zerschlagen. Vier Tage und Nächte haben wir wie Hunde im Gebüsch gelebt.«

»Wie Wölfe, nicht wie Hunde«, korrigierte Don Camillo hart. »Jedenfalls habe ich nur die Pflicht, die Carabinieri anzurufen.«

»Meinetwegen«, sagte Ringo bitter. »Wir hätten ohnehin nicht mehr die Kraft, aufs Rad zu steigen. Geben Sie uns wenigstens etwas zu essen.«

»Das wird euch der Gefängniswärter geben«, antwortete Don Camillo und ging zum Telephon.

»Ihr braucht Euch nicht zu bemühen, hochwürdigster Onkel«, sagte eine Stimme hinter seinem Rücken. »Ich habe die Drähte durchgeschnitten.«

Vollständig angezogen trat Cat in die Stube und pflanzte sich zwischen der Doppelflinke Don Camillos und den beiden Burschen auf.

»Ich werde ihnen zu essen geben«, sagte sie. »Mein Kombiwagen ist im Schuppen. Nehmt ihn heraus, ihr beiden.«

Dann steigt ein und wartet auf mich.«

»Cat!« schrie Don Camillo. »Geh mir aus dem Weg und laß dich nicht mit diesen beiden Gangstern ein!«

»Ich bin kein Pfäfflein, das vor Angst und vor Schlaf umfällt«, sagte das Mädchen. »Bevor ich jemanden verurteile, will ich ihn anhören.«

»Laß gut sein, Cat«, sagte Ringo. »Er hat recht. Du darfst dich nicht einmischen. Gib uns ein Stück Brot und deck uns den Rücken, bis wir abgehauen sind.«

Die beiden Burschen sahen zum Erbarmen aus, und Don Camillo kam sich mit seiner Büchse selber lächerlich vor. Überdies war die verflixte Cat noch näher gekommen und hatte ihre Hand vor die Mündungen der Flinte gelegt.

Don Camillo zog die Waffe zurück und stellte sie in einen Winkel.

»Mach das Feuer an und gib ihnen zu essen«, sagte er. »Ich verurteile auch niemanden, ohne ihn anzuhören. Aber ich wüßte nicht, was diese beiden Bengel noch sagen könnten.«

»Wir könnten sagen, daß wir mit dieser dreckigen Sache nichts zu tun haben«, sagte Ringo, während im Kamin ein Reisigbündel prasselnd aufflammte. »Irgendwelche Gauner haben uns hereingelegt. Sie haben unsere Motorräder gestohlen und den Überfall so ausgeführt, daß wir als die Schuldigen dastehen.«

»Genau das, was ich der Polizei gesagt habe«, stimmte Cat bei, während sie Brot, Wurst und Wein auf den Tisch stellte.

»Faule Ausreden!« rief Don Camillo. »Wenn es so wäre, hättest ihr den Diebstahl der Polizei gemeldet und wärt jetzt nicht in Schwierigkeiten.«

Die Wärme und der Wein hatten die beiden Jünglinge neu belebt. Ringo grinste: »So sehen wir aus! Der Chef und der Vize der Skorpione lassen sich nicht nur die Motorräder klauen wie

Anfänger, sondern gehen sich auch noch bei der Polente ausweinen wie zwei lausige Spießer! Wir haben unsren Stolz. Und außerdem trauen wir eurer verfaulten Gerechtigkeit nicht. Die einzige Gerechtigkeit, an die wir glauben, ist die, die wir selber machen. Das hier ist eine Angelegenheit, die einzig und allein uns Skorpione und die beiden Lümmel angeht.«

»Drei«, präzisierte Cat. »Es ist doch ganz klar: Zwei haben den Überfall mit den Motorrädern durchgeführt, dann sind sie zum dritten gestoßen, der mit dem Wagen auf sie wartete. Die Motorräder haben sie irgendwo zurückgelassen und sind seelenruhig mit dem Auto davongefahren. Nur ein Polizist oder ein Priester bringt es fertig, etwas so Simpeleinfaches nicht zu kapieren.«

Don Camillo hatte zwar großen Respekt vor den Ordnungskräften, aber einem Polizisten gleichgestellt zu werden, ging ihm doch verteufelt wider den Strich. Verwirrt betrachtete er die beiden Kerle. Er hatte ihnen zugeschaut, wie sie lachend ihr Leben aufs Spiel setzten, um die Überschwemmungsopfer zu retten. Mit diesen langen, zerzausten Haaren, den Bartstoppeln und verdreckten Kleidern sahen sie aus wie Räuber. Aber gewöhnlich, dachte Don Camillo, sehen ja die echten Räuber nicht wie Räuber aus.

»Und wer garantiert mir, daß es so ist?« murkte Don Camillo.

»Wir«, antworteten die beiden.

»Das genügt nicht«, beharrte Don Camillo. »Ich möchte eine Sicherheit haben, die ihr mir nicht geben könnt, weil ihr ja auf Gott pfeift.«

»Das ist nicht wahr«, stellte Ringo richtig. »Gott tut seine Sache, wir die unsere. Friedliche Koexistenz.«

»Also«, rief Don Camillo, »glaubt ihr nun an die Existenz Gottes oder nicht?«

Ringo lachte: »Wenn wir die Existenz Gottes verneinten, würden wir ja unsere eigene Existenz und die des ganzen

Weltalls verneinen. Wir sind zwar Rebellen, aber unsere Rebellion richtet sich gegen die Menschen, nicht gegen Gott.«

Don Camillo war ein typisches Produkt des Landes, aus dem das Melodrama kommt, und verzichtete niemals auf die Gelegenheit zu einer Inszenierung.

»Kommt mit!« forderte er die beiden auf und ging hinaus. Die Kirche, nur von wenigen Votivkerzen erleuchtet, war von tiefem, eisigem Geheimnis erfüllt. Don Camillo blieb vor dem alten Hochaltar stehen.

»Bekreuzigt euch!« verlangte er.

Sie bekreuzigten sich.

»Schwört ihr bei dem gekreuzigten Christus, daß ihr mit diesem Raubüberfall ganz und gar nichts zu tun habt?«

»Wir schwören es«, sagten die beiden mit fester, sicherer Stimme.

Dann kehrten sie ans Kaminfeuer zurück.

»Genügt Euch ihr Wort nicht?« fragte Cat. »Glaubt Ihr, es könne jemand vor einem Baldachin nicht falsch schwören?«

»Natürlich kann man das«, entgegnete Don Camillo finster. »Aber damit eröffnet dieser Jemand ein Konto beim Allmächtigen. Einen armen Landpfarrer betrügen oder Gott zu betrügen versuchen, das sind zwei Paar Stiefel.«

»Wir versuchen niemanden zu betrügen«, versicherte Ringo.  
»Aber sagen Sie lieber: Was machen wir jetzt?«

»Vorläufig bleibt ihr hier. Natürlich nicht in diesem Aufzug. Ich besorge euch anständige Kleider und schneide euch die Haare ab.«

»Alles, was Sie wollen, nur das nicht!« rief Ringo.

»Begreift ihr denn nicht, daß wir alle in der Tinte sitzen, wenn euch jemand mit diesem Haargetrüpp sieht?«

»Doch, das verstehen wir«, antwortete Ringo. »Danke für die

Gastfreundschaft. Aber wir stellen uns lieber der Polizei, als daß wir uns die Haare schneiden lassen.«

Don Camillo fand eine Kompromißlösung: Sie sollten sich beide im zweitobersten Geschoß des Glockenturmes verstecken.

»Aber Don Chichì?« rief Cat besorgt. »Der steckt doch seine Nase überall hinein und wird sie entdecken.«

»Er wird sie nicht entdecken können, denn ich werde es ihm selber sagen«, bemerkte Don Camillo friedlich.

»Wird er uns nicht verraten?« zweifelte Ringo.

»Nein«, erklärte Don Camillo. »Man muß ihn nur glauben machen, daß ihr die wirklichen Täter seid und daß ihr es aus Auflehnung gegen die soziale Ungerechtigkeit getan habt. Dann wird er euch mit dem blanken Schwert verteidigen. Hauptsache ist, er schöpft keinen Verdacht, daß ihr unschuldig seid.«

»Überlaßt das mir, hochwürdiger Onkel«, bat Cat lachend. »Ich werde es Don Chichì erklären. Ich kenne den Jargon dieser progressistischen Priester. Und ich werde mich auch um alles übrige kümmern. Als der Posthalter Alarm schlug, machte die Polizei alle Straßen dicht, sah aber keine Motorräder. Die müssen also noch hier in unserer Zone sein. Man muß sie finden.«

Cat mobilisierte die Bande Velenos; der Befehl lautete: »In kleinen Gruppen vorgehen und zwei Motorräder suchen. Wenn ihr sie findet, röhrt ihr sie nicht an, sondern bewacht sie, und einer soll mich benachrichtigen.«

Der große Strom hatte seine böse Laune erschöpft, die Fluten, die am Fuß des Hauptdammes geleckt hatten, waren wieder zurückgegangen. Unten an der Böschung, die von der Dammstraße zu einem Heuschober im Schwemmland hinunterführte, tauchten aus dem Schlamm zwei Motorräder auf. Von Cat informiert, gingen die Carabinieri hin und bargen sie.

Es waren die beiden Motorräder vom Überfall, und in den

Seitentaschen wurden eine schwarze und eine rote Perücke, zwei Revolver und zwei schwarze Taschentücher gefunden.

Don Camillo selbst trug die Nachricht in den Glockenturm hinauf.

Ringo lachte: »Hochwürden, wenn wir auf Sie gehört und uns die Haare abgeschnitten hätten – in welche Schwierigkeiten würden wir jetzt geraten, wenn man uns kahlköpfig fände?«

Tags darauf wurde in der Umgebung der Stadt ein gestohlenes Auto aufgefunden, in dem sich Dokumente fanden, die die Räuber in der Eile samt dem Geld aus dem Kassenschrank des Postbüros zusammengerafft hatten. Der Wagen hatte auf dem Rückweg vom Überfall in Castelletto Benzin tanken müssen, und der Tankwart erinnerte sich sehr gut an die Gesichter der drei Insassen.

Es waren drei bekannte Berufsverbrecher aus der Stadt; man fischte sie auf und ließ sie singen. Und dann wurde die Geschichte des langen und breiten von den Zeitungen berichtet.

»Jetzt«, sagte Don Camillo zu den beiden Burschen, die wieder auf die Erde heruntergekommen waren, »könnst ihr ruhig zur Polizei gehen und alles klarstellen.«

Ringo schüttelte den Kopf: »Die Polente soll sich um ihre eigenen dreckigen Angelegenheiten kümmern. Für uns geht es jetzt nur noch darum, mit den drei Gaunern abzurechnen, die uns diesen Streich gespielt haben. Wir kennen sie, aber sie wissen nicht, wer Ringo und Luky sind. Sie werden es lernen.«

»Und wo wollt ihr sie zu fassen bekommen, im Gefängnis?« fragte Don Camillo.

»Wir müssen nur Geduld haben«, erklärte Ringo. »Bei der nächsten Amnestie schnappen wir sie uns und bringen das in Ordnung.«

Da mischte sich Don Chichì, der ebenfalls anwesend war, ein: »Tut das nicht! Denkt daran, daß diese drei armen Teufel Opfer

der sozialen Ungerechtigkeit sind und ihre Tat eine verständliche Auflehnung gegen den Egoismus der Reichen darstellt!«

»Was soll das sein? Das elfte Gebot?« spottete Ringo.  
»Jedenfalls brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Hochwürden. Wir werden Ihre Worte beherzigen und versichern Ihnen, daß wir Stöcke aus weichem Holz benützen werden, um ihnen die Knochen entzweizuschlagen.«

»Das ist ein zartfühlender Gedanke«, gab Don Camillo zu.  
»Es wäre aber auch ein netter Gedanke, wenn ihr, bevor ihr abzieht, einen Augenblick in der Kirche vorbeigehen wolltet, um Gott für seine Hilfe zu danken.«

»Nicht nötig«, antwortete Ringo. »Wir werden daran denken, wenn wir in unseren Stützpunkt zurückgekehrt sind. Gott ist auch in der Stadt.«

Das war eine beruhigende Nachricht, und Don Camillo freute sich darüber.

## **Neunzehntes Kapitel So endet auch diese Ballade**

*Sie hatte lediglich den Zweck, zu beweisen, daß die Welt sich verändert, die Menschen aber so bleiben, wie Gott sie erschaffen hat, denn Gott hat keine Reformen durchgeführt, und seine Gesetze sind vollkommen, ewig und unwandelbar.*

Peppone war so wütend, daß er, hätte man ihn mit einer Fingerspitze berührt, ganze Funkenbündel gesprührt hätte.

Bisher hatte Peppone und seine Bande unbestritten die Gemeinde regiert, weil nämlich Kommunisten und Sozialisten zusammen das Doppelte plus eine Stimme des Blockes der Sozialdemokraten und der Klerikalen ausmachten. Dann aber geschah es, daß die Genossen der Fraktion La Rocca eine autonome ›chinesische‹ kommunistische Sektion gründeten, unter der Führung der jungen, hitzigen Apothekerin Bognoni, die als Gemeinderat eine der Spitzen von Peppones Mannschaft gewesen war.

Dann, in der Folge der katastrophalen Überschwemmung, die ein Drittel des Landes verwüstete, schlossen sich die Sozialisten zu einer neuen Partei zusammen und bildeten einen Block mit den Klerikalen.

Peppone und Genossen waren nun isoliert und hatten genau gleich viel Stimmen wie die Klerikalen und Sozialisten zusammen. So hatte die Apothekerin die Situation in der Hand, da sie ihre Stimme auf der einen wie auf der anderen Seite in die Waagschale werfen konnte.

Und da die Sünden der Söhne auf die unschuldigen Väter zurückfallen, machte sich die junge Frau Bognoni – die seinerzeit von Veleno mit Lebertran abgefüllt worden war – ein Vergnügen daraus, jede Initiative Peppones zu blockieren.

Peppone hielt eine Zeitlang durch, dann faßte er den

Entschluß, Sozialisten, Klerikale und Apotheker zur Hölle zu schicken und sich nur noch um seine Geschäfte zu kümmern. Die Welt geht nicht unter, wenn ein Bürgermeister zurücktritt; Peppone aber war ein Bürgermeister ganz besonderer Prägung. Er hatte sich in der stürmischen unmittelbaren Nachkriegszeit ans Steuer des auf den Wellen dahintreibenden Gemeindeschiffleins gesetzt und es, wenn er auch die rote Fahne hißte, durch alle Fährnisse sicher auf dem richtigen Kurs gehalten. Darum hatten bei den Wahlen jeweils auch jene, für die der Kommunismus ein rotes Tuch war, Peppone ohne Zögern ihre Stimme gegeben.

Als es sich herumsprach, daß Peppone zurücktreten wollte, begann man sich zu sorgen. Zwei ausländische Industrielle, die beschlossen hatten, in der Gemeinde eine Sperrholzfabrik und eine für Plastikmaterial zu errichten, und die auf dem von der Gemeinde überlassenen Boden bereits mit dem Aushub für die Fundamente begonnen hatten, stellten die Arbeiten ein und gingen nach Hause. Der Besitzer einer Werkstatt für landwirtschaftliche Geräte traf sofort Anstalten, das Unternehmen in eine andere, weniger gefährliche Gemeinde zu verlegen.

Da knöpfte Don Camillo sich Peppone vor und versuchte, ihn umzustimmen: »Genosse, diesen Posten hat dir nicht deine Partei gegeben, sondern die große Mehrheit der Einwohner.«

»Die Mehrheit denkt, und die Politik lenkt«, gab Peppone zurück. »Ich kann nicht bleiben, wenn ich einem Frauenzimmer auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert bin!«

Wenn Peppone sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, fuhr er drauflos wie ein Panzer, und man weiß ja, wie schwer es ist, mit einem Panzer zu diskutieren. Der fährt einfach drauflos.

Don Camillo ging in die Apotheke und versuchte, die maoistische »Rote Garde« zu überreden, ihre Revolution aufzugeben und in den Stall zurückzukehren. Die Apothekerin

lachte ihm ins Gesicht: »Daß ausgerechnet ein Priester so etwas von mir verlangt, ist der beste Beweis dafür, daß Peppone den leninistischen Gedanken und die Arbeiterschaft verraten hat. Stellen Sie ihn doch als Küster ein!«

Wenn Frauen politisieren, sind sie noch sturer als Panzer, und so verlor Don Camillo keine Zeit mit Diskutieren, sondern wandte sich sofort an Belicchi, einen der Sozialisten, die bis vor kurzem mit Peppone gemeinsame Sache gemacht hatten. Belicchi hörte ihm zu und meinte dann mit unverhohlenem Abscheu: »Es ist aber schon eine Schande, daß ein Priester versucht, den Kommunisten zu helfen.«

»Ich versuche, einer guten Regierung zu helfen«, erwiderte Don Camillo.

»Die Regierung spielt keine Rolle«, behauptete Belicchi. »Wichtig ist nur die Partei!«

»Schade, daß die Abwasser nichts von Politik verstehen, sonst könnten sie auch ohne Kanalisation aus dem Dorf laufen. Und die beiden Fabriken? Und die Werkstätte? Das ist Beschäftigung für zweihundertfünfzig Arbeiter.«

Belicchi lachte bloß: »Lieber zweihundertfünfzig Arbeiter ohne Beschäftigung lassen, als drei Mistkerle von Industriellen begünstigen. Wir übernehmen die Macht, und mit Planung bringen wir alles in Ordnung.«

So ist es nun einmal um den Verstand mancher Leute bestellt, und Don Camillo breitete die Arme aus.

»Darf ich Euch wenigstens um eine Auskunft bitten?«

»Natürlich.«

»Was würdet Ihr sagen, wenn jemand an einem der nächsten Abende, zur Dämmerstunde, ein paar Holzprügel auf Eurem Buckel tanzen ließe?«

Belicchi brach in Gelächter aus.

»Hochwürden, Peppone macht niemandem mehr Angst. Die

Kommunisten sind viel zu verbürgerlicht.«

»Aber ich nicht«, wandte Don Camillo ein.

»Und ihr würdet mich tatsächlich um Peppones willen verhauen?«

»Nein, um meiner selbst willen, Genosse Belicchi. Früher einmal, als ich ein linksstehender junger Priester war wie Don Chichì, da marschierstest du im schwarzen Hemd, und eines Nachts hast du mir eine Tracht Prügel verabreicht. Die kann ich dir jetzt zurückgeben. Und zwar allein, ohne daß ich mir von drei Schurken helfen lassen muß wie du damals.«

Belicchi winkte ungeduldig ab: »Hochwürden, das waren Kindereien! Es ist bald hundert Jahre her – wer erinnert sich noch daran!«

»Ich«, antwortete Don Camillo. »Der, der sie gibt, vergißt sie leicht, aber der, der sie einsteckt, nicht.«

»Aber ich war doch damals noch ein grüner Junge; inzwischen habe ich meine Vergangenheit gutgemacht, indem ich im Widerstand kämpfte!«

»Das will ich berücksichtigen: Ich werde nicht den ehemaligen Partisan, sondern nur den ehemaligen Faschisten verdreschen.«

Don Camillo hatte Belicchi an den Rockaufschlägen gepackt, und dieser wurde bleich.

»Das könnt Ihr nicht tun! Es wissen doch alle, daß ich damals ein Doppelspiel spielte!«

»Mein Buckel weiß das nicht«, erklärte Don Camillo und begann, Belicchi gegen die Wand zu hämmern.

»Was wollt Ihr denn, daß ich tun soll?« stammelte das Männchen.

»Die sozialistische Partei verlassen und zu den Kommunisten gehen.«

»Und gerade Ihr verlangt so etwas von mir? Ihr, ein Priester?«

»Für mich seid ihr Marxisten alle miteinander Teufelsbraten«, gab Don Camillo zur Antwort. »Es ist mir einerlei, ob du in einem Tiegel oder in einer Pfanne geröstet wirst.«

Don Camillo hatte sehr überzeugende Argumente, und so wechselte Belicchi vom Tiegel in die Pfanne hinüber. So bekam Peppone die absolute Mehrheit, und die Gegenstimme der Apothekerin hatte nur noch die rührende Bedeutung einer Ehrenbezeigung für Mao.

Natürlich war Don Camillo unter größter Verschwiegenheit vorgegangen, und anlässlich einer Volksversammlung für den Frieden in Vietnam dankte Peppone es ihm mit einer Brandrede gegen die klerikalen Machenschaften, die vergeblich versucht hätten, die demokratische Gemeindeverwaltung aus dem Sattel zu heben. Es war eine wirklich großartige Rede, bei der Don Camillo der Mund offenblieb.

Er hörte sie sich mit Cat zusammen an und rief zuletzt: »Ich verstehe gar nicht, wie dieser Laffe eine solche Rede zusammengebracht hat.«

»Er hat sie bloß abgelesen. Er hatte die allgemeinen Thesen aufgestellt, und ich habe sie entwickelt«, erklärte Cat mit ihrem diabolischen Lächeln.

»Ach so! Und wo hast du denn alle die Zitate von Paulus, Augustinus, Thomas, aus dem Rerum Novarum und von Papst Johannes her?«

»Für etwas ist Don Chichì schließlich auch gut«, sagte Cat. »Und du Ungeheuer«, rief Don Camillo empört, »du hast dich gegen deinen eigenen Onkel gestellt?«

»Nein, hochwürdiger Onkel. Ich habe bloß dem Großvater meiner zukünftigen Kinder geholfen.«

Don Camillo schaute die Bedauernswerte in tiefem Mitleid an: »Und du glaubst wirklich, der Junge sei dumm genug, dich zu heiraten?«

»Er? Ich heirate ihn!«

»Und weiß er überhaupt, daß du beschlossen hast, ihn zu heiraten?«

»Natürlich. Ich habe es ihm geschrieben, und er hat geantwortet, er freue sich.«

»Dummes Zeug! Einen Mann, der in solchem Maße blöd ist, kann es gar nicht geben. Das glaube ich dir erst, wenn du mir seine Antwort zu lesen gibst.«

»Das ist technisch unmöglich«, erklärte Cat ruhig. »Es war gerade Poststreik, und da habe ich, um keine Zeit zu verlieren, meinen Brief persönlich abgegeben, und er hat mir mündlich geantwortet.«

Don Camillo sprang auf: »Auch das hast du getan! Und deine Mutter? Ist sie einverstanden?«

»Meine Mutter?« lachte das Mädchen auf. »Meint Ihr damit vielleicht dieses langweilige Frauenzimmer, das bei mir zu Hause den ganzen Tag herumtratscht und mir immer sagt, was ich nicht tun darf?«

»Hör auf mit deinen witzigen Bemerkungen. Weiß deine Mutter, daß du heiratest, oder weiß sie es nicht?«

»Sie wird es schon noch erfahren: Es gibt so viele Klatschbasen auf dieser schmutzigen Welt.«

Don Camillo hätte Cat am liebsten gepackt und ebenfalls gegen die Wand geschlagen.

»So weit sind wir also!« schimpfte er. »Ein Mädchen heiratet, ohne es auch nur seiner Mutter zu sagen!«

»Hat sie es mir vielleicht gesagt, als sie heiratete?« Der Frechdachs lachte laut heraus und fügte dann hinzu: »Daß Ihr es nur gleich wißt, hochwürdigster Onkel, ich heirate im Minirock. Ob es Euch paßt oder nicht.«

»Ob es dir paßt oder nicht, hier herein kommst du nur anständig angezogen und mit sauberem Gesicht!« gab Don

Camillo zurück.

»Wenn Ihr glaubt, daß ich mich vor den Jungen in der Aufmachung einer Marien Tochter blicken lasse!«

»Um die brauchst du dich nicht zu kümmern; diese Gangster mit ihren verfilzten Mähnen werden nicht dabeisein. Auch wenn heute die Neigung besteht, die Trauung in eine Posse zu verwandeln, ist sie doch immer noch eine ernste Sache.«

Cat brauste auf: »Ich will mich zur Hochzeit anziehen, wie es mir gefällt, und kommen, mit wem ich will. Oder ich lasse mich bloß im Rathaus trauen!«

»Mädchen!« drohte Don Camillo und streckte einen Fuß vor. »Wie du siehst, trage ich Schuhnummer 45. Also, wenn du binnen fünf Sekunden nicht draußen bist, wirst du sie auch fühlen!«

Das Mädchen fuhr hinaus wie eine Rakete.

Damit schien alles aus zu sein, aber eine Woche später kam Cats Trauung von neuem aufs Tapet, und zwar war es Don Chichì, der wieder davon sprach: »Don Camillo, Ihre Nichte ist ein impulsives, aber gutgesinntes Mädchen. Sie hat es sich überlegt: sie will mit dem Segen Gottes heiraten, aber natürlich trotzdem ihre unbestreitbare Persönlichkeit wahren.«

»So?«

»Sie ist Fallschirmspringerin, er ist Fallschirmspringer. Sie werden das schicksalhafte Ja nach dem Sprung aus einem Flugzeug aussprechen. Eine Trauung dieser Art wurde auch schon vollzogen. Eigentlich finde ich es wundervoll! Stellen Sie sich doch dieses fern vom Schmutz der Erde, im freien Himmel abgelegte Versprechen vor! Näher bei Gott.«

»Ich verstehe«, brummte Don Camillo. »Und der Priester gibt sie zusammen, indem er sie von unten mit dem Fernglas anstarrt?«

»Aber nein! Der Priester springt mit dem Brautpaar. Morgen

schon beginne ich mit den Springstunden.«

»Aha!« bemerkte Don Camillo. »Cat hat Sie also überredet.«

»Es war nicht viel dazu nötig, Don Camillo«, erklärte der junge Priester. »Denken Sie nur: Eine Gruppe von Waffenbrüdern des Bräutigams wird an der Hochzeit teilnehmen und mit abspringen. Ich sehe jetzt schon dieses herrliche Aufgehen von großen weißen Blumen im blauen Himmel. Ja, auch der Fortschritt hat seine Poesie. Auf der Wiese, über der Hochzeitsabsprung stattfindet, lasse ich einen Feldaltar aufstellen, und dort lese ich dann die Messe im Fallschirmspringeranzug. Glauben Sie mir, Hochwürden: Auch auf diese Weise geht die Kirche mit der Zeit und paßt sich dem Fortschritt an.«

Don Camillo nickte ernsthaft.

»Diese Heirat wird Epoche machen«, sagte er.

Don Camillo sah Cat erst einen Monat später wieder. »Wie Ihr seht«, sagte sie fröhlich, »haben wir einen Mittelweg gefunden und werden eine christliche und doch keine banale Trauung haben. Don Chichì ist ein Schatz: Er hat schon mit Springen angefangen. Er macht es ganz gut und wird für den großen Tag bereit sein. So sollten die Priester sein: modern, dynamisch. Um die Trauung eindrucksvoller zu gestalten, springen wir aus 2500 Metern. 2000 Meter legen wir gemeinsam in freiem Fall zurück und haben somit Zeit genug, ja zu sagen. Auf 500 Meter Höhe öffnet Don Chichì seinen Fallschirm und löst sich von uns. Bei 400 Meter öffnet Veleno den seinen, bei 300 Meter ich.«

»Noch eindrucksvoller wäre es, wenn du ihn überhaupt nicht öffnest«, knurrte Don Camillo. »Ist dieser Trottel, der dein Mann werden soll, damit einverstanden?«

»Selbstverständlich.«

»Springen auch die Zeugen?«

»Sie müssen. Bei Veleno geht das gut, weil seine Zeugen der Leutnant und ein Kurskamerad sind. Die meinen, nämlich Luky, der Vizechef der Skorpione, und Krik, der Vizechef von Velenos Bande, nehmen noch einen Springerkurs.«

Nach beendetem Militärdienst kehrte Veleno nach Hause zurück und stellte sich sofort mit Cat im Pfarrhaus ein.

Veleno war verlegen. »Hochwürden«, stotterte er. »Ihre Nichte und ich, wir haben die Absicht, zu heiraten.«

»Ich weiß«, antwortete Don Camillo. »Es tut mir leid, daß nicht ich euch trauen kann. In meinem Alter springt man eben wirklich nicht gern aus 2500 Meter Höhe ab.«

Veleno warf Cat einen fragenden Blick zu, dann meinte er: »Was sagen Sie da von einem Sprung aus 2500 Meter Höhe?«

»Ich sag's dir nachher«, erklärte Cat hastig. »Was wir wissen möchten, Hochwürden: Läßt sich das schnell erledigen, oder ist ein Riesenlauf nötig?«

»Wenn die Gesundheitsbehörde nicht dazwischentrifft und euch ins Irrenhaus steckt, könnt ihr in einer Woche die größte Dummheit eures Lebens begehen.«

Veleno kam nach drei Tagen wieder.

»Könnten Sie uns am Samstagmorgen hier in der Kirche trauen?« fragte er.

»Sicher«, antwortete Don Camillo. »Sind die Zeugen der Braut immer noch Luky und Krik?«

»Vorläufig schon«, antwortete Veleno stirnrunzelnd. »Aber es sind ja noch fünf Tage bis dahin.«

Veleno war sehr nervös und trug auf der rechten Wange tiefe Kratzspuren, und Don Camillo sagte nichts mehr.

Als Don Camillo an diesem Samstagmorgen in die berstend volle Kirche trat, brach ihm der kalte Schweiß aus. Und wie er dann Cat am Arm des Bruders ihres Vaters auf den Altar

zuschreiten sah, drohte sein Herzschlag auszusetzen.

Gott sei Dank trug Cat aber keinen Minirock, sondern ein so langes Kleid, daß es überhaupt nicht aufhören wollte. Einzige Extravaganz war ein blauer Fleck unter dem linken Auge. Zum Ausgleich trug Veleno jetzt auch auf der linken Wange tiefe Kratzer.

Doch der Atem stockte ihm vollends, als die Trauzeugen Cats vor ihm standen. Korrekt in dunkelgrauem Anzug und mit kurzgeschnittenen Haaren, hatten Luky und Krik etwas seltsam Unwirkliches.



»Es ist unser Hochzeitsgeschenk an Cat«, erklärte Luky flüsternd und deutete auf sein Haar.

Don Camillo rieselte ein Schauer über den Rücken, als er sich vorstellte, was dieses Geschenk die beiden Bengel gekostet haben mußte.

Den bangsten Moment erlebte Don Camillo, als das ›Ja‹ fällig war. »Herr«, dachte er, »haltet Eure Hand über ihr Haupt, sonst sagt mir dieser Fratz noch nein, nur um mich zu ärgern.«

»Das ist nicht nötig«, antwortete die ferne Stimme Christi.

In der Tat sagte Cat ohne jedes Zögern ja.

Genau in diesem Augenblick sprang Don Chichì, zutiefst verstimmt, aber nicht unterzukriegen, allein aus 2500 Metern ab. Es war ein perfekter Sprung, nur stieß in geringer Höhe ein niederträchtiges Lüftchen den Fallschirm gegen eine hohe Pappel, in deren Wipfel sich die Schnüre so verhedderten, daß

die Feuerwehr mit der größten Leiter kommen mußte, um Don Chichì auf die Erde zurückzuholen.

Inzwischen aber mußte er eine gute Weile oben bleiben und durfte zum Trost das Auto von Cat und Veleno unten auf der Landstraße vorbeifahren sehen, das, gefolgt von einer wilden Horde von achtzig gemischten Pilzköpfen auf Motorrädern, der Autobahn zustrebte.

Und all das, weil, auch wenn der Priester ganz zuoberst auf der Pappel sitzt, alle Psalmen mit dem Lobe Gottes enden.